

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 13 (1890)

Artikel: Rittmeister Anton Ott, zum Schwert, und seine Gattin Dorothea Ott, geb. Rosenstock
Autor: Vögelin, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rittmeister Anton Ott, zum Schwert, und seine Gattin Dorothea Ott, geb. Rosenstock.

Ein biographisches Denkmal
aus dem Nachlasse von weil. Sal. Vögelin.

Durch leztwillige Verfügung des verstorbenen, seinem ausgedehnten Lebenswerke viel zu frühe entrissenen Collegen nebst zwei anderen Freunden aufgefordert, die hinterlassenen Handschriften desselben durchzusehen, fand der Unterzeichnete zu seiner Freude unter diesen zahlreichen Convoluten, welche von der unermüdeten Arbeit des vielseitigen Mannes deutliches Zeugniß ablegten, auch die hier folgende Biographie der Urgroßeltern Vögelin's. Schon vor mehreren Jahren hatte Vögelin durch Vorlesung dieser seiner mit großer Liebe geschaffenen Studie einigen Männern, bei denen der Verfasser in richtiger Weise Theilnahme an seinem Aufsatz voraussetzte, darunter dem Schreiber dieser Zeilen, einige kostliche Stunden geboten, und schon damals war der Autor gebeten worden, sein Manuscript zum Abdruck im Zürcher Taschenbuch mitzutheilen. Allein die zarte Rücksicht auf noch lebende ältere Verwandte hielt ihn damals davon ab. Dieser Grund der Zurückhaltung ist nun weggefassen. Theils der Wunsch noch anderer Vögelin näher stehender Freunde, denen er gleichfalls den Genuss des Vortrags dieser Lebensskizze gönnen, theils und noch mehr der Umstand, daß wider alles Erwarten diese Biographie die einzige fertig geschaffene Arbeit im ganzen Nachlasse war — der ausgezeichnete Redner hatte es im Bewußtsein seiner stets bereiten Kraft versäumt, weitere Mittheilungen seines formgewandten Mundes auch schriftlich niederzulegen —,

werden es gänzlich rechtfertigen, daß jetzt die Drucklegung dieses biographischen Denkmals geschieht, dessen Inhalt abermals zeigen wird, wie vorzüglich geschickt der Schilderer des Lebens von Ludwig Vogel, desjenigen des eigenen Großvaters und Vaters gerade auf diesem Gebiete der geschichtlichen Erzählung gewesen ist.

Zürich, 23. Februar 1889.

M. v. R.

Anton, oder wie der Name geschrieben wurde, Antonius Ott, gewöhnlich Antoni, ward geboren den 18. August 1748 und getauft den 20. desselben Monats in der Kirche zu St. Peter. Seine Eltern waren der Schwertwirth Mathias Ott und A. Katharina von Muralt, die Taufzeugen Hauptmann Hans Kaspar Thauenstein, des Großen Rathes, und Frau Dorothea Lavater, geborene Escher. Den Namen Antoni erhielt er nach seinem Großvater Antoni von Muralt.

Das Schwert¹⁾ war seit dem XV. Jahrhundert Gasthaus und zwar das vornehmste, das officielle Standesgasthaus der Stadt Zürich. Hier nahmen die eidgenössischen und oft auch die fremden Gesandten ihre Herberge und wurden sie von den zürcherischen Magistraten vergesellschaftet. Daher schmückten die Wappen der eidgenössischen Orte die Fenster der Gaststube und die Front des Hauses gegen die Brücke. Auch sonst nahmen die Reisenden von Distinction fast ausnahmslos ihr Quartier im Schwert.

Dieses in Reisebeschreibungen und Berichten des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts unzählige Male hervorgehobene Wirthshaus war 1612 durch Heirath der Magdalena Kellerin, Wittwe des Schwertwirthes Hans Bluwler, auf Hans Konrad Ott übergegangen, dessen Nachkommen 200 Jahre lang ununterbrochen die Wirtschaft betrieben.

¹⁾ Ueber die Geschichte des Hauses zum Schwert und der dazu gehörigen Ritterthürme vgl. Böggelin, Altes Zürich, 2. Aufl., Anmerkung 281.

Unter dem Sohne, Peter Ott, wurde einmal, 1690, laut Rathsbeschluß, die Gaslfreihaltung des sächsischen Kurfürsten, in der Höhe von 1104 fl., „in Eint und Anderem ziemlich unverschamt befunden, dannach ohne Abbruch aus dem Seckelamt bezahlt“, jedoch gleichzeitig „wegen schlechtem Traktement“ das hochobrigkeitliche Mißfallen zu erkennen gegeben. Der Enkel war Peter Ott, geboren 1690, Rittmeister 1736, Zunftmeister und Rathsherr 1747. Derselbe ließ sich 1750 zum Obmann im Almosenamt wählen und mußte nun die Amtswohnung im Augustineramt beziehen. Er trat also seinem Sohne Mathias Ott den Gasthof zum Schwert sammt dem dazu gehörigen Gut im Hard um fl. 13,585 ab¹⁾.

Mathias Ott, geboren 1718, scheint mehr als vornehmer Herr, denn als Geschäftsmann die Wirthschaft betrieben zu haben. Zunächst bekleidete er allerlei militärische und bürgerliche Aemter. Er war, wie sein Vater, Rittmeister und Mitglied des Großen Rathes von der Zunft zur Meise²⁾), bei der er auch die Stelle des Obmanns der Wirthschaft inne hatte. Sodann berichtet Casanova, der sich während des Aprils 1766 im Schwert zu Zürich aufhielt und dort allerlei seltsame Streiche getrieben haben will: „Mein Wirth Herr Ott kam auf mein Zimmer, um mir seine beiden Söhne mit ihrem Hofmeister vorzustellen, der sie wie Prinzen erzog“.

Da kann man sich denn nicht wundern, wenn das Gasthaus zum Schwert unter Mathias Ott, obgleich dieser das Geschäft so billig über-

¹⁾ Laut Inventar von 1702 und Rechnung von 1713 war das Schwert „sammt der zudienenden Fahrnuß, Hausrath, Schiff und Geschirr“ auf fl. 15,000 geschätzt worden.

²⁾ Laut „Specification der Umkosten bey einer Zwölferstell“ betrugen die vorgeschriebenen Ausgaben für einen neugewählten Großen Rath fl. 138. 30 fl. Dazu kam noch das Gastmahl auf der Zunft, welches „Ehren-Anlaß“ Mathias Ott auf fl. 107. 32 fl. (davon fl. 19. 30 fl. für zerbrochene Gläser) zu stehen kam.

nommen hatte, tief in Schulden kam. Als er 1762 eine Hauptreparatur¹⁾ des Hauses vorzunehmen genöthigt war, mußte er beim Seckelamt um ein Darlehen von 10,000 fl. einkommen, welche Summe ihm auch zu 2½% vorgestreckt wurde, unter der Bedingung, vom Jahr 1768 an das Capital in jährlicher Abzahlung von 1000 fl. zurück zu erstatten. „Worbei gegen Ihme, Herren Rittmeister Ott, das allerbeste Vertrauen genähret wird, es werde derselbe diese hochoberkeitliche Gnade bey sich eräugnenden Ehren-Anläßen und Gastfrehhaltungen von Standes wegen, mit einer anständigen und zur Ehre des Standes gereichenden Bedienung der Fremden und mit einer bescheidenlichen Kostenberechnung gegen M. G. H. H. und Ihrem Aerario zu erkennen sich angelegen seyn lassen“.

Dieser Hypothek giengen noch beträchtliche andere auf das Haus versicherte Schulden voran; andere folgten nach, z. B. 200 Louisdor auf Peter Burkhardt zu St. Alban in Basel.

Als Mathias Ott 1766 in seinem 48. Altersjahr starb²⁾), hinterließ er den Gasthof mit einer Schuldenlast von etlichen und 60,000 fl. be schwert.

Unter so schwierigen Verhältnissen hatte Anton Ott, damals erst 18 Jahre alt, das Geschäft anzutreten. Denn es war von vornherein ausgemacht, daß der um drei Jahre ältere Bruder, Johann Peter, nicht zum Gastwirth tauge. Er wurde daher erst zum geistlichen Stande bestimmt; dann sorgte man ihm für einen Mühlegewerb in Hüttlingen im Thurgau, den er auch bis zu seinem Tode 1818 betrieb. Der Vater aber soll schon zu dem 11 oder 12jährigen, jüngern Knaben gesagt haben:

¹⁾ Von dieser rührte das Schwert und der reich verzierte eiserne Anker, an dem es hing, und welcher die verschlungenen Buchstaben M. O. zeigte.

²⁾ Die Begräbniskosten betrugen fl. 85. 12 fl. Dazu kamen „Seelgeräthe“ an Götti und Gotten, fl. 62. 30 fl. und eine Discretion an den Schwager, V. D. M. Simmler fl. 50.

„Anton, wenn Du einmahl Schwertwirth seyn wirst“. Er wurde denn auch, wie wir zufällig erfahren, nach Heilbronn geschickt, „um sich zu seinem bestimmten Berufe zu habilitiren“.

Nun also mußte er das Schwert mit allen Activen und Passiven übernehmen, und zwar wurde es ihm mit fl. 36,000 — nämlich das Haus mit fl. 33,600, das Mobiliar mit fl. 2,400 — berechnet. Letzteres stand aber theilweise nur auf dem Inventar und war nicht mehr vorhanden.

Gegen Uebernahme sämmtlicher Schulden durch Anton Ott, verzichtete denn der ältere Bruder auf allen Anspruch an die väterliche Erbschaft, wogegen Anton ihm ein jährliches don gratuit von 200 fl. auszurichten versprach. Wirklich ließ er ihm dies auch bis zu seinem Tode zukommen und hatte ihm überdies noch „Vorschüsse“ in hohem Betrag zu machen; ferner mußte er noch eine Tante und seine Schwestern aussrichen, für ihren Erbantheil auf das Schwert versichern.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse gelang es Anton Ott unter Beihilfe seiner Mutter und unter der Vormundschaft „des großen Menschenfreundes, meines zweiten Vaters, Herrn Direktor Lavater, nach und nach mit seiner mir beigebrachten Ordnung und Fleiß“, nicht nur die Wirtschaft mit Glanz fortzuführen, sondern auch die Schuldenlast bis auf jene fl. 10,000 vom Seckelamt abzubezahlen, welche man bei dem niedrigen Zinsfuß kein Interesse hatte abzulösen, und die auch die Regierung bei der Schwierigkeit größere Capitalposten zu placiren, gerne auf erste Hypothek auf dem Schwert stehen ließ.

Anton Ott folgte seinem Vater auch genau in den drei Beamtungen, die dieser inne gehabt hatte, als Obmann, Mitglied des Großen Rathes und Rittmeister.

Da auf den zürcherischen Zünften zum Theil sehr verschiedenartige Handwerke vereinigt waren, so hatte jedes einzelne Handwerk innerhalb seiner Zunft wieder seine eigene Organisation und seinen eigenen Vorstand, bestehend aus dem Obmann, dem Handwerkschreiber, dem Laden-

meister und etwa noch dem Pfleger. Das Haupt war der Obmann, der die „Böter“ zu den regelmässigen, vierteljährlichen und wenn nöthig zu außerordentlichen Zusammenkünsten ausgehen ließ, in denselben den Vorsitz führte und das Handwerk, oder wie es auch hieß, die Gesellschaft in der Zunft und vor Rath vertrat. Wohl gewöhnlich war mit der Stelle eines Obmanns diejenige eines Zwölfers, d. h. eines der zwölf Mitglieder des Großen Rathes, verbunden, deren Wahl der betreffenden Zunft zustand. — So hatte innerhalb der Zunft zur Meise neben den Weinschenken die Gesellschaft der Wirths und Gastgeber ihren eigenen Obmann, und es lag nahe, daß der Inhaber des ersten Gasthofes in Zürich, der Schwertwirth, dieses Ehrenamt erhielt. So ward denn auch Antoni Ott bei eingetretener Vacanz im Weinmonat 1780 zum Obmann der Gesellschaft der Herren Wirths und gleichzeitig von seiner Zunft zur Meise zum Mitglied des Großen Rathes erwählt, kurz nachdem er das für letztere Behörde vorgeschriebene, gesetzliche, dreißigste Altersjahr erreicht hatte.

Als Militär diente Ott bei der Cavallerie und rückte hier erst zum Kapitän-Lieutenant, 1790 aber zum Rittmeister vor. Die Reiterei des ganzen Kantons stand unter dem Oberkommando eines Majors und war in vierzehn Escadrons eingetheilt, deren jede von einem Rittmeister (jetzt Cavallerie-Hauptmann) befehligt war. Ott war Rittmeister der VIII. Escadron, welche das Kyburger- und Turbenthaler-Quartier umfaßte. In seiner rothen Uniform nahm sich der schöne Mann sehr stattlich aus; dagegen galt er als ein sehr friedliebender Krieger, und es ließen über seine Abneigung gegen Strapazen, seine Angst vor einer Schlacht allerlei spöttische Reden um. Es hieng dies wohl mit einer ungemein weichen Gemüthsdisposition zusammen. Ein Todesurtheil, welches der Blutrath, „die allgewaltigen Offen-Richter“, über zwei arme Delinquenten (1790) zu sprechen hatte, verursachte ihm die heftigsten Herzensbeklemmungen, so daß ihm beim Schreiben an seine Gattin die Feder entfiel.

Um so mehr war Antoni Ott bei den der Menschenliebe und Aufklärung huldigenden Freimaurern in seinem Element. Er gehörte der Zürcher Loge „zur Bescheidenheit“ seit 1772 an und entwickelte in derselben eine bedeutende Thätigkeit. Er war zuerst erster Vorsteher (die erste Charge nach dem Stuhlmeister), später Schatzmeister. Die Loge selbst versammelte sich in seinem Hause 1772 bis 1786.

Im Juli 1776 verehelichte sich Antoni Ott mit Dorothea, oder wie sie sich schrieb, Anna Dorothea Rosenstock von Zürich, geboren 1755. Ihr Vater betrieb das in der Familie mindestens in der vierten Generation herkömmliche Meßgerhandwerk, starb aber schon in seinem 25. Altersjahr (1756), worauf die Wittwe Susanna Hettlinger von Winterthur den Pfleger Hans Rudolf Pfenninger heirathete, der Mitglied des Großen Rätes, 1774 zum Landvogt der Herrschaft Greifensee gewählt wurde, aber ehe er das Amt antrat, starb. Die Wittwe führte von da her bis an ihren Tod den Titel „Frau Landvögin“. Sie hatte einen Stiefbruder Junker Johannes Escher, Dekan in Buch, und bei diesem brachte denn ihre Tochter Dorothea Rosenstock ihre Jugend zu. In frohen Erinnerungen gedachte sie „der glücklichen Jugendjahre, die sie zu Buch am Irchel an der Seite ihres zweyten Vaters durchlebte¹⁾). Noch 1804 schrieb sie ihrer Tochter: „Deine liebe Schilderung (eines Landaufenthaltes im Pfarrhaus Bonstetten) führte mich auf das Andenken eben so selig durchlebter Tage einstens in meinem lieben Buch am Irchel zurück — wo ich so manche Zeit — im Genuss alles ländlichen Glücks, sorgenfrei und ohne Kummer durchlebte, Wald und Wiesen durchlief — in All der Einfachheit und Zufriedenheit, welche dazumal das Landleben beglückte — wo noch alles zufrieden — noch keine Spur von Vergiftung zu ahnen war. — Wie oft, Liebe! fand ich mich beym Schulmeister dorten beym Mittagsmahl ein, und half in froher Laune das dicke Habermüß mit dem bleiernen Löffel ab-

¹⁾ Escher, geboren 1720, starb am 24. Februar 1791.

stehen. Dieser Schulmeister, der bey dem Tod unsers s. Uncle noch lebte, war mir besonders lieb. Ich lernte bei ihm lesen und gieng mit andern Kindern zur Schule, wo selbiger mich dann einmal mit einem Geschenk von einem eisernen, gedrehten Zeiger erfreute. So, liebe Süfeten, denke ich mir beym Lesen deines l. Briefs meine eigene freudig durchlebten Tage in frohem Sinne durch“.

Auch der Pfarrer zu Berg, Scheuchzer, war ein mit der Familie nahe verbundener Vetter, bei dem Mutter und Tochter viel verkehrten und der sich dem Rittmeister, besonders in den schweren Zeiten Ende 1799 und Anfang 1800, theilnehmend und hülfreich bewies.

Dorothea Rosenthal brachte ihrem Manne ungefähr 11,000 fl. zu. Sie war also weder eine reiche, noch auch eine vornehme Partie. Aber sie war, zwar von kleiner Statur, eine hervorragende Schönheit und zur Repräsentation geboren. Im täglichen Umgang mit den vornehmen Herrschaften, welche im Schwert verkehrten, bildete sich dieses Talent zu hoher, aristokratischer Sicherheit aus. Rechnet man dazu noch eine große geistige Lebhaftigkeit und ein ausgesprochenes Interesse für Poesie, so begreift man, daß die Frau Rittmeister ihren Gästen in ganz ungewöhnlichem Maße imponirte, und daß dem General Hoze, dem vielgereisten, weltkundigen Manne, der Ausspruch in den Mund gelegt werden konnte, Frau Ott sei eines der gebildetsten Frauenzimmer die er weit und breit getroffen. Der Rathsherr Dr. J. Caspar Hirzel (der unter dem Namen „Hirzel der Menschenfreund“ bekannte Philanthrop und Freund Kleinnogg's) war noch in seinem 72. Altersjahr von Frau Ott so eingenommen, daß er ihr 1797 schrieb: „Sie begleiteten die Zurücksendung des Calenders der Musen und Gratien mit einem Billet, das Ihnen die gleichen Göttinnen eingeflößt haben“.

Aber Frau Ott repräsentirte nicht nur vortrefflich; sie regierte auch den Gasthof. Durch genaue Haushaltung und Beaufsichtigung der Angestellten war sie bald die Seele des großen Geschäftsbetriebes, in den sie mit ihrer Verheirathung eingetreten war, und ihr Mann war von

ihrer praktischen Tüchtigkeit so überzeugt, daß er sich nicht nur in der Besorgung des Gasthofes, sondern auch in allen andern Angelegenheiten gerne ihrer Leitung überließ. Er bezeugte, daß er in Abwesenheit seiner Gattin, ohne sie, der Wirthschaft nicht gewachsen sei. Als einst die Bediensteten an einem Weihnachtsfest, während Frau Ott in der Kirche war, einen Punsch brauten und Frau Ott, vor der Communion nach Hause kommend, die Spirituosen wahrnahm, jagte sie sofort die ganze Gesellschaft zum Haus hinaus.

Ein anschauliches Beispiel für diese thatkräftige Art der Frau bietet die Geschichte mit dem Landgut im Kräuel.

Dorothea Ott hatte wohl von ihrer Jugendzeit her eine Vorliebe fürs Landleben. Nun gehörte zwar seit Jahrhunderten zum Schwert ein Landgut im Hard; aber dies mochte wohl etwas abgelegen erscheinen. Als daher Frau Ott im Kräuel am Ufer der Sihl, der Schützenplatz-Allee gegenüber, ein Stück Land erbte, gab dies die erwünschte Gelegenheit, Landluft zu genießen. Erst wurde also daselbst ein Gartenhäuschen errichtet; dann, um bei unerwarteten Regengüssen Schutz zu finden, und um stets Erfrischungen zur Hand zu haben, ein gemauertes Häuschen mit einem Keller; dann, um einen regelrechten Landaufenthalt machen oder Fremde logiren zu können, ein herrschaftliches Landhaus; dann, um das Schwert immer mit Fleisch, Milch und Butter zu versehen, eine ganze Landwirthschaft mit gewaltiger Stallung und Scheune.

Das Landhaus selbst war, besonders in der Anlage der Keller, ein luxuriöser Bau. Die Wohnräume und namentlich die Gastzimmer im obern Stock waren, wie sich noch jetzt an einigen Spuren erkennen läßt, in dem eleganten Stil Louis' XVI. gehalten und mit einer Fülle von kostbarem Hausrath und herrlichen Kunstwerken geschmückt. Da sah man silberne Schalen und Leuchter, feines sächsisches Porzellan, namentlich aber eine unerschöpfliche Menge von Porzellangeschirr und Zierstücken in Porzellan, in Biscuit und in Alabaster von Sévres. Das war theils als Geschenk, theils als Erbschaft von einem Oheim der Frau Ott in's Haus

gekommen. Dieser Oheim war der Winterthurer J. J. Hettlinger, geboren 1734. Ein in jeder Art künstlicher Arbeit geschickter Mann, hatte er die Leitung des Kupferbergwerkes des Herrn Bungier de la Tour¹⁾ in Baygorry im Baskenlande, 1784 aber die Stelle eines Directors der königlichen Porzellan-Fabrik in Sèvres erhalten und versah seine Verwandten in der Schweiz, mit denen er in steter Verbindung blieb, mit einer Menge von Arbeiten, theils seiner Hand, theils aus der Fabrik, darunter einzelnen von hohem künstlerischem Werthe.

Endlich fehlten auch nicht hübsche Bilder von bedeutenden Künstlern, z. B. von Dehnenheinz, sowie Gouachen und Oelgemälde von Ludwig Heß.

Zu beiden Seiten des Hauses zogen sich längs der Sihl der Platzpromenade gegenüber Pappelalleen hin, und ein schöner Garten erstreckte sich westwärts nach dem Sihlfeld zu. So war der „Kräuel“ ein herrschaftlicher Landsitz, auf den sich Herr und Frau Rittmeister Ott aus dem Geräusche des Gasthofes behaglich zurückziehen und wo sie einheimische und fremde Gäste mit der vornehmsten Eleganz empfangen konnten. Auch nahmen wirklich einzelne Fremde „in den glücklichen Zeiten der Schweiz“ hier gelegentlich Pension. Immerhin war das ein sehr kostbarer Herrschaftssitz. Die Landwirthschaft scheint als Liebhaberei betrieben, weit entfernt, den Betrieb des Gasthofes zu erleichtern, umgekehrt nur aus den großen Ueberschüssen desselben fortgeführt worden zu sein.²⁾

1) Ueber den St. Galler Bungier, mütterlichen Großvater von David Heß, vgl. Zürcher Taschenbuch für 1882, S. 23 ff.

2) Dieses „Otten-Gut“ steht noch in einer jetzt allerdings gründlich anders gewordenen Umgebung als Haus Nr. 103 der Kasernenstraße in den Vorbahnhof hineingezogen. Nach Mittheilung des Notariates Auferstahl ist das Haus 1829 von dem „Züger des ehemals Ott'schen Landgutes im Kräuel“ verkauft worden. Der zweite nachfolgende Besitzer veräußerte dasselbe 1862 an die Nordostbahn.

Dorothea Ott schenkte ihrem Gatten sechs Kinder, von denen die vier jüngsten, zwei Mädchen und zwei Knaben, ganz früh starben. Der Schmerz über diese rasch auf einander folgenden Todessfälle drängte die Mutter zu verschiedenen Ergüssen in gebundener und ungebundener Rede, welche allerdings in dem phrasenhaften Stile jener Zeit gehalten sind und dabei noch an einer eigenthümlichen Mangelhaftigkeit des Satz-gefügtes leiden — wie denn überhaupt der schriftliche Ausdruck im Deutschen der so lebhaften und gebildeten Frau auffallende Schwierigkeiten bereitete. Doch bricht ein tiefes natürliche Gespür an einzelnen Stellen auch in einfachen Worten durch, und nicht ohne Bewegung hört man die Mutter nach dem Verlust des vierten Kindes beim Anblick der vorbeiziehenden Wellen ihren „lieben Entflohenen“ „am Gestade der Limmat, den 15. März 1788“ nachrufen: „Wie tief ist Euer Andenken in meine Seele geprägt; oft täuschen mich verführerische Träume, als ob Ihr noch da waret, bis mein Erwachen traurig mir sagt, sie sind nicht mehr! Süß und traurig ist dann die Erinnerung, Euch am Sterbebette gepflegt, gewartet zu haben, Euer letztes Lächlen, Euer letztes Stammeln noch mit eiligen Zügen aufzufassen. — Bey zween dieser Englen ward dieser traurige doch süße Trost mir zu Theil. Zween nahm das Schicksal mir plötzlich aus meinen Armen hin!“

Es lag wohl in dieser Vereinsamung, welche Frau Ott betraf, daß sie für ihren Erstgeborenen, Hans Caspar, geb. 1780, eine überschwängliche Zärtlichkeit hegte. Diese Stimmung steigerte sich, je deutlicher im Verfolg einer ungewöhnliche Uebereinstimmung in ihrer beider Gemüthsart hervortrat, zur verehrenden Bewunderung des Sohnes. Sie theilte sich, wie es scheint, mehr oder minder auch dem Vater mit und bildete ein schweres Hinderniß für eine feste Leitung und konsequente Erziehung des jungen Mannes. Die um ein Jahr jüngere Tochter Susette war zwar des Vaters Liebling, ihm aber im Charakter wenig ähnlich. Sehr kühn war ihr Verhältniß zur Mutter. Eine tiefangelegte Natur, der alle leeren Formen und jeder hohle Schein ein Gräuel war, stund sie ihrer Mutter ihrem ganzen Wesen nach fern. Im Uebrigen trieben

oft Bruder und Schwester gemeinsam tolle Kinderstreichs. Einmal stiegen sie auf das Dach und kochten dort. Vom gegenüberliegenden Hause zum „Licht“ aus machte man die Eltern auf diesen seltsamen Standpunkt der Kinderstube aufmerksam.

Als die Kinder das achte, beziehungsweise siebente Jahr erreicht hatten, beschloß man, um ihnen eine bessere Bildung zu geben, als sie die damaligen öffentlichen Schulen boten, und um die in einem Gasthof schwierige Erziehung in eine sichere Hand zu legen, einen Hauslehrer anzustellen. Die Wahl desselben übertrug man dem befreundeten Pfarrer Johann Kaspar Lavater, dessen hoher Ruf als physiognomischer Menschenkenner unterstützt von seinen weitgreifenden Verbindungen die beste Gewähr für die Gewinnung eines vorzüglichen Hofmeisters zu bieten schien. Indessen führten zunächst die Verhandlungen und Versuche nicht zum Ziel.

Da wandte sich Lavater an den Steuereinnehmer Christian Felix Weiße in Leipzig, den bekannten Verfasser des „Kinderfreundes“, und dieser erinnerte sich des ihm empfohlenen Candidaten der Theologie, Johann Gottlieb Fichte aus der Oberlausitz, welchem er am 18. Mai 1788 die auf den Herbst anzutretende Stelle anbot.

Fichte erhielt diesen Antrag am Vorabend des Tages, an welchem er sein 26. Lebensjahr abschloß, des Geburtstages, der, wie er sich vorgenommen, sein letzter sein sollte. Der äußerste Mangel und das Scheitern aller Bemühungen, eine Stellung zu gewinnen, hatten den Stolz des hochstrebenden Jünglings, der sich Niemandem entdecken wollte, zur Verzweiflung gebracht. Er war fest entschlossen, seiner Ehre Nichts zu vergeben, und ausgestoßen von der Welt, wie er sich fühlte, auch sie zurückzustoßen. In diesem Momente erschien ihm der Ruf nach Zürich, wie er selbst in einem seiner Briefe sagt, als sichtbares Werk der Vorsehung, die mit dem einleuchtendsten Beweise höherer Fügung für ihn in's Mittel trat.

Noch waren es aber drei Monate, bis Fichte seinen Posten antreten

konnte, und eine harte Zeit blieb bis dahin zu überstehen; aber Muth und Hoffnung waren wiedergekehrt, und Weise, dem er sich nicht länger verschloß, half, von Rührung ergriffen, mit Rath und That aus.

Ott hatte Fichte eingeladen, im August in Zürich einzutreffen. Ein anhaltendes Regenwetter verzögerte aber die Abreise bis in den September und nöthigte auch dann noch Fichte, unterwegs mehrere Tage liegen zu bleiben. Den 12. September meldete er an Ott seine Ankunft in Nürnberg, von wo er in acht bis zwölf Tagen in Zürich zu sein hoffte.

Über Fichte's ersten Aufenthalt in Zürich berichtet sein Sohn Joh. Hermann Fichte in der Lebensgeschichte seines Vaters, welche zuerst 1829 bruchstückweise im „Morgenblatt“ erschien, wie folgt:

„Im August 1788 endlich trat Fichte die erste Reise an, welche ihn über die Grenzen seines Vaterlandes hinausführte, und die, indem sie ihm neue Verbindungen und Erfahrungen bereitete, äußerlich wie innerlich für sein ganzes Leben entscheidend geworden ist. Jetzt schon fühlte er sich von allen beengenden Banden erledigt, wie an der Schwelle eines neuen Lebens stehend; und mit frischen Hoffnungen und in jugendlicher Gesundheit reiste er zu Fuß, oft in gewaltigen Tagesmärschen, über Nürnberg, Ulm, Lindau, dann den herrlichen Bodensee überschiffend und die Schweizeralpen zum ersten Male aus der Ferne begrüßend, über Constanz und Winterthur nach Zürich, wo er am ersten September in seine neuen Verhältnisse eintrat.

„Das Haus, in welchem er Erzieher werden sollte, war der auch noch jetzt bestehende Gasthof zum Schwerte, welchen damals ein reicher und angesehener Zürcher Bürger besaß. Dieser Mann, gebildet und wolmeinend, hatte schon dadurch gezeigt, daß er von manchem damaligen Vorurtheile seiner Mitbürger sich befreit habe, indem er einen Erzieher aus dem Auslande berufen hatte. Auch nahm er Fichten wohlwollend auf und überließ ihm die Leitung seiner Kinder mit uneingeschränktem Vertrauen. Es war ein Knabe von etwa zehn und eine Tochter von sieben Jahren. Anders war es vielleicht mit der Mutter, welche nur

mit Widerstreben zuließ, daß manche Form und Neußerlichkeit der bisherigen Erziehung, die sie für wesentlich hielt, allmählich beseitigt wurde. Kurz, es entdeckte sich bald, daß Fichte ihre Kinder zu mehr erziehen wollte, als zu Zürcher Bürgern und Bürgerinnen. Wie sehr daher auch der Vater, welcher übrigens der Leitung seiner Kinder ferner stand, das Zweckmäßige des neuen Erziehungsplanes einsehen möchte, so bildete doch die Mutter eine stete, unmittelbar eingreifende Opposition, zu welcher sie auch beständig ihren Gatten herüberzuziehen suchte. Daraus entwickelte sich in jenem Hause ein Verhältniß für Fichte, das des Charakteristischen zu viel enthält, um hier nicht näher bezeichnet zu werden. Ueberall, wo hin er kam, pflegte seine Persönlichkeit anregend in seiner Umgebung zu wirken, weil in Urtheil und Handeln Kraft und Consequenz hervortrat, weil er in jedem Sinne von einem ganzen Willen geleitet wurde. Auch hier sah er bald ein, daß zu einer gründlichen Reform kein gewöhnliches Erziehungsmittel hinreiche, daß die Bildung eigentlich bei den Eltern anfangen müsse, und er versuchte einen Ausweg, wie ihn wohl nicht leicht unter seinen Verhältnissen ein Erzieher gewagt hätte, die Eltern selbst nämlich über ihr Benehmen gegen die Kinder unter seine Aufsicht zu stellen und darüber ein Tagebuch zu halten, das er wochenweise, oft mit scharfen Rügen über ihre Erziehungsfehler, der Mutter vorlegte. Bedenken wir dabei, wie noch damals in den meisten Familien das Verhältniß des Hauslehrers betrachtet, wie er selbst oft behandelt wurde, so muß man erstaunen, wie Fichte dies fast zwei Jahre lang durchzusetzen vermochte, zumal in einer Lage, wo ihm eigentlich nicht rechte Ueberzeugung und Hingabe entgegenkam, und wo jene Unterwürfigkeit daher mehr aus Scham und Furcht vor überlegenem Verstande hervorging".

In dem namentlich in der Schweiz vielgelesenen „Morgenblatt“ kam diese Schilderung auch der hochbetagten Frau Ott zu Gesicht. In ihren Manuscripten findet sich eine Abschrift dieses ganzen Passus, wobei sich ihr persönliches Gefühl nur darin verräth, daß sie den Ausdruck „scharfe“ Rügen unterstrich und wiederholte, und am Schluß beifügte: „So weit

diese öffentlichen Mittheilungen und Bemerkungen über Fichtens Aufenthalt im Schwerdt". In fast unverändertem Abdruck ward dann diese Darstellung in „Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte", Sulzbach 1830, 1. Theil, S. 39 ff., wiederholt.

In der zweiten, 1862 erschienenen Auflage des Buches wird die Erzählung im Wesentlichen wörtlich wiederholt, doch aber zugegeben, daß Fichte's Persönlichkeit zwar „auf seine Umgebung anregend zu wirken, meist aber auch Widerstand hervorzurufen pflegte. Er war ein herrscherlicher Geist, nicht aber, wie er meinte, aus Willkür und nach eigenem Belieben, sondern aus der praktischen Consequenz des Syllogismus und logisch zwingender Überzeugung, welcher sich aber die Vernunft der andern nicht sofort unterwerfen wollte". Beigesügt wird, daß Bruchstücke jenes seltsamen Tagebuches noch vorhanden seien. Auf eine an den Verfasser gerichtete Anfrage erfolgte dann freilich die Antwort, diese Bruchstücke seien verloren gegangen.

Die Schilderung dieses merkwürdigen Verhältnisses wird durch die Ott'sche Familientradition durchaus bestätigt, in Einigem ergänzt.

Als Fichte in seine Stelle eintrat, wurden ihm die Kinder so ausschließlich übergeben, daß sie die Woche hindurch mit ihm allein und nur Sonntags mit den Eltern speisten. Der Hausherr fand ein offenkundiges Gefallen an dem interessanten jungen Manne und unterhielt sich gerne Stunden lang mit ihm. Auch mit der Großmama Landvögtin stellte Fichte sich freundlich, und er ließ sich selbst herbei, ihr im Namen der Kinder Geburtstagsreime zu fertigen. Desgleichen hat sich ein Blättchen mit Versen erhalten, welche Fichte Herrn Obmann Ott zu seinem Namens- tag in unverkennbarer herzlicher Gesinnung überreichte.

Die Mutter dagegen beleidigte Fichte auf ihrem empfindlichsten Punkte. Er soll sie eine ungebildete Frau genannt haben, ein Vorwurf, den — in welchem Wortlaut auch immer vorgebracht — die vornehme, in den feinsten Umgangsformen lebende Dame ihm nicht verzeihen konnte

und der nothwendig zum Bruch führen mußte. Aber auch zu den Kindern fand Fichte das rechte Verhältniß nicht. Seine Art war wenigstens der Tochter durchaus zuwider, und daß weder sie noch der Bruder von Fichte irgend welche bleibende Anregung empfing, steht durchaus fest. Die cavaliermäßige und aristokratische Lebenshaltung des Sohnes bildete zu Fichte's Radicalismus und tiefsinniger Speculation einen ebenso schneidenden Gegensatz, als die allem theoretischen Grübeln abgeneigte schlichte Gefühlsfrömmigkeit der Tochter.

Verfehlte Fichte somit seine erzieherische Aufgabe im Schwert durchaus, so ward ihm der Aufenthalt in Zürich in anderer Weise um so gewinnreicher. Durch Lavater bei dem Wagmeister Rahn eingeführt, der für Fremde und Durchreisende ein offenes Haus hielt, machte er die Bekanntschaft mit dessen Tochter Johanna, mit der er sich 1789 verlobte.

Je weniger Befriedigung Fichte in seiner einfachen Stellung als Informator empfand und gewährte, desto höheren Plänen hing er nach. Er suchte ein Engagement als Führer eines Prinzen auf Akademien oder als Lector an einem Hofe, wozu ihm Rahn durch seine Verbindungen mit Dänemark, namentlich mit Bernstorff und Klopstock, Lavater durch seine mannigfachen Bekanntschaften mit andern Großen behülflich sein sollte. Zwar zerschlugen sich alle diese Träume. Aber darum war Fichte's Verhältniß im Schwert doch immer schwieriger geworden, und man kam beiderseits überein, es auf Ostern 1790 zu lösen. Fichte verließ im April jenes Jahres Zürich, um sich in seiner Heimat nach einer festen Stellung umzusehen. Sein bisheriger Patron hatte die Freundlichkeit, ihm noch seinen Wagen bis Eglisau zu geben, wohin auch die Kinder ihren Lehrer noch begleiteten und wo er ihnen ein Medaillon mit seinem Bildniß überreichte.

Fichte kehrte 1794 bis 1796 in das Haus seines Schwiegervaters Rahn zurück und hielt auf Lavater's Veranlassung vor einem ausgewählten Kreise Vorlesungen über das System der kritischen Philosophie. Ob er während dieses zweiten Aufenthaltes in Zürich mit dem Schwert noch in Verbindung geblieben, läßt sich nicht mehr ermitteln.

An Fichte's Stelle trat als Hauslehrer im Schwert ein pommerscher Canditat der Theologie, Wilhelm Winkler, der, von keinen philosophischen Ideen beschwert, seine Aufgabe als Erzieher gerade so ausfüllte, wie man es wünschte. Er gewann das Vertrauen der Kinder, die Liebe der Eltern, und als er im Herbst 1795, einem Ruf in seine Heimat folgend, Zürich verließ, da brachte der Abschied, wie Winkler in der gefühlvollen Sprache jener Zeit berichtet, beiden Theilen die herbsten Trennungsschmerzen¹⁾.

¹⁾ Ein Brief Winkler's an Ott, der im Wagen den Scheidenden noch bis Watt bei Affoltern gebracht hatte, aus Eglisau geschrieben, sagt u. A.:

„Ein junger Bauer, der auf einem Seitenwege von Nieder-
affoltern kam, begegnete mich hier und zerstreute mich durch seine offne,
heitere Miene, durch die richtigen, treffenden Bemerkungen und durch seinen
unverdorbenen Charakter. Bey uns, sagte er, können nie solche Un-
ruhen entstehen wie am See, wir haben unser Brod, aber wir müssen
vom Morgen bis in die Nacht hinein arbeiten, dabei ist uns wohl und hindert
uns, Plane zu machen. Haben unsre Vorfahren Schulden gemacht, so sind
wir verpflichtet, sie zu bezahlen und die Zinsen abzutragen, so wie wir uns
gerne dessen freuen, was sie uns hinterlassen“.

An den Knaben Kaspar schrieb Winkler aus Eglisau, wo Salomon Landolt als Landvogt regierte:

„— Gestern bin ich zweimal bei Herrn Landvogt im Schloß gewesen, welches ich wünschte, daß Du es sehen könntest. Du weißt schon, daß noch ein alter Thurm mit einem verwüsteten Schloß hier ist, das sehr sehenswerth ist, und wovon ich Dir bey meiner letzjährigen Reise hieher erzählt habe. Aber mehr noch als dieses würden Dir die vortrefflichen Gemälde und vorzüglich die Schlachten des Herrn Landvogt gefallen, von denen er mehrere Meisterstücke hat; unter andern hat er eines verfertigt auf den Leichtsinn der Franzosen, wo auf der einen Seite die hitzigste Schlacht ist, in welcher die Erleuchtung des Pulverblitzes durch den dicken Dampf sehr meisterhaft gemalt ist, und im Hintergrunde beschäftigen sich während dieses schrecklichen Actus im Angesicht desselben Andere, welche geigen, auf der Flöte blasen und sich beim Trunk erlustigen. Der kleine Affe, den Herr Landvogt in seinem Gute hatte, ist gestorben; jetzt hat er das Skelet von ihm in einer Kiste, welches eine Keule in der einen Hand hat, so daß er wie ein wilder Mann aussieht. Ueberhaupt würdest Du viel Sehenswertes im Schlosse sehen; vorzüglich aber würde Dich die Gesellschaft des Herrn Landvogt freuen, der ein sehr edler,

Gewiß ist, daß Winkler, der als Pastor in Kammin bei Stettin sich seinen Hausstand gegründet hatte, der Familie Ott fortdauernd eine dankbare Hochachtung widmete. Mit der Frau Rittmeister, seiner „besonders höchst zu verehrenden Freundin“, die ihm auch bei einem seiner Kinder Pathenstelle vertrat, blieb er bis zum Jahre 1817 in herzlichem Verkehr.

Doch auch unter zürcherischen jüngern Männern fanden die Kinder des Hauses Anregung. Wir erfahren, daß Herr Hans Konrad Escher — der nachmalige Schöpfer des Linthwerkes — sich des Knaben Kaspar freundlich annahm und ihm erlaubte, ihn des Donnerstags auf seinen Spaziergängen zu begleiten.

Es würde uns dies auf die zürcherischen Kreise führen, mit denen die Familie Ott in Verbindung stand. Da aber die ganze Correspondenz — mit Ausnahme der Familienbriefe — bis auf wenige, meist unbedeutende Fragmente zu Grunde gegangen ist, so können wir den Umfang und den Gehalt dieser Verbindungen nicht mehr nachweisen. Wir entnehmen nur aus ganz zufälligen Erwähnungen einzelne Namen, die aber, zusammengestellt, weit entfernt wären, ein wirkliches Bild der ungemein mannigfaltigen und offenbar sehr gewählten Connexionen des „Schwertes“ zu geben. Wir beschränken uns also, darauf hinzuweisen, daß der Rittmeister Ott mit den Spitzen der Republik in verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen stand: mit dem Bürgermeister Jo h. Heinrich Ott (1780—1795) und dessen Nachfolger David Wyß (1795—1798). Mit dem Collegen derselben, dem vornehmen Bürgermeister Heinrich Kilchsperger (1785—1798), verkehrte er sogar auf intimem Fuße, wie derselbe denn auch der Pathe von Ott's Tochter Susanna war.

osner und dabei so ganz simpler und ungekünstelter Mann ist, der die Herzen aller gleich bey der ersten Bekanntschaft gewinnt. Gestern habe ich bey Herrn Landvogt zu Nacht gegessen, und war auch in Weil; sollte wider Vermuthen das Schiff erst morgen früh abgehen, so gehen wir heute nach Glattfelden. So viel für diesmal“.

Zu den Zürcher Bekanntschaften mögen auch Dr. Ebel und der Rittmeister, nachmals General und Feldmarschall Hoß (Hoze) gezählt werden. Letzterer war zwar von Richterswil gebürtig, mochte aber als Sohn einer Stadtbürgerin von Jugend auf häufig nach Zürich kommen. Auch besuchte er während seiner militärischen Carriere im Ausland die Heimat wiederholt. Die „Gespräche im Schattenreich“ führen Hoze als Hauptunterredner mit Ott ein, den er als alten Bekannten und Kameraden begrüßt. „Ich kenne“, lassen sie ihn sagen, „das Schwert schon seit 50 Jahren (von 1804 an gerechnet, also seit 1754, d. h. seit dem 15. Altersjahr, in welchem Hoze als Student nach Zürich kam), und ich habe in Petersburg (Hoze war 1767—1776 in russischen Diensten) von den erlauchtesten (sic) Großen viel zu dessen Ruhm vor tausend andern fürnehmten Gästhöfen aussprechen gehört. Ich habe Ihnen Hrn. Großpapa, den Hrn. Papa (beide starben 1766) und Sie besonders wohl gekannt. Ihre Frau Gemahlin habe ich vor erst drei Jahren kennen zu lernen die Ehre gehabt“. U. s. f. Im Verlauf der „Gespräche“ erscheint Ott als der vertrauteste und geschätzteste von Hoze's Freunden. Aber auch sonst ist Hoze's nahe Verbindung mit Ott bezeugt.

Auch an geistlichen Hausfreunden fehlte es dem Schwert nicht, und zwar zählten zu diesen gerade die beiden hervorragendsten und geistvollsten unter den damaligen Predigern Zürich's: Joh. Jakob Heß, Diakon am Fraumünster, seit 1795 Antistes, und Johann Kaspar Lavater, seit 1778 Diakon, seit 1786 Pfarrer am St. Peter, wohin das Schwert pfarrgenössig war. Einen ununterbrochenen regen Verkehr mit Lavater veranlaßten schon die zahllosen Fremden, welche entweder überhaupt um Lavater's willen nach Zürich gekommen waren oder doch die Stadt nicht verlassen wollten, ohne die Bekanntschaft des berühmten Mannes gemacht zu haben. Denn alle diese Herrschaften pflegten im Schwert abzusteigen und sich durch Ott bei Lavater einführen zu lassen, welcher die Besuche meist im Gasthof erwiderte.

Aber auch abgesehen von diesem Verkehr gestaltete sich das Verhältniß Ott's und seiner Gattin zu ihrem Seelsorger sehr innig. Lavater

hatte oft das Bedürfniß, sich, ohne Zürich verlassen zu müssen, vor dem Andrang der Besuche und der Audienzen auf einen oder einige Tage in die Verborgenheit zu flüchten, und zu diesem Zwecke standen ihm einzelne Landgüter oder Landhäuschen befreundeter Familien immer offen. Unter diesen Auserwählten, deren Gastfreundschaft er solcher Weise in Anspruch nahm, waren auch der Schwertwirth und seine Gattin, die ihm das Landgut zum Kräuel, oder wie es eleganter hieß, zum öbern Hard zur Verfügung stellten; an solche Beherbergungen erinnern noch zwei Blättchen, die sich, während wenigstens auf Ottischer Seite die inhaltlich bedeutsamen Correspondenzen vernichtet sind, auf fast merkwürdige Weise erhalten haben.

Von diesen Blättchen in der Lavater'schen Correspondenz auf der Stadtbibliothek lautet das erste:

Ich habe das innigste Vergnügen, meinem theuersten Herr Pfahrer zu sagen, daß im Hard in dem öbern Zimmer alles bereit ist, um nach seinem besten Wohlgefallen davon Gebrauch zu machen; ich bitte nur, wann noch etwas zu Ihrer Bequemlichkeit mangelt, mich mit zwei einzigen Worten davon zu benachrichtigen. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Wohlwollen.

In Eile (ohne Datum).

D. Ott.

Das zweite hat zum Inhalte:

Ich habe, meine übergute Frau Ott, in Ihrer lieblichen Wohnung das Vergnügen der Einsamkeit, in dem zu vornehmen Bette — die ruhigste Ruhe, auf Ihrem Pavillon den delikatesten Kaffe genossen — (was zu viel war), und Ihr Wachslicht hat mich zu einigen Briefen und einem Theile meiner Sonntagspredigt beleuchtet.

Für alle diese Wohlthaten sag' ich Ihnen und durch Sie Ihrem mitgütigen Herrn den aufrichtigsten Dank, mit dem redlichsten Vorsatz, sie nie zu erwiedern, sondern Ihr immerwährender Schuldner zu bleiben.

15. VII. 1787.

Lavater.

Die geachtete *Stellung*, welche der Rittmeister Ott unter seinen Mitbürgern einnahm, beruhte aber keineswegs bloß auf seinen angenehmen Eigenchaften als Privatmann, sondern in erster Linie auf seiner *Stellung* als *Gastwirth*. Die vortreffliche Art, wie er seinen *Gasthof* führte und den Fremden aller Länder gegenüber Zürich repräsentirte, machte ihn gewissermaßen zu einer officiösen Person, das *Schwert* aber zu einer *Celebrität* im „*alten Zürich*“.

Die Vorzüge, welche das große *Renommé* des „*Schwert*“ begründeten, waren mannigfache. Zunächst war ein Anziehungspunkt die berühmte *Fernsicht*, welche sich dem Reisenden hier über den See und in die Gebirge eröffnete. Schon vor dem Thor des *Gasthofes* wirkte sie so überraschend, daß Goethe sich noch nach Jahren jenes ersten Blickes von der untern Brücke aus erinnerte. Und doch hemmten damals noch das *Wasserthor* (der *Grendel*) und der *Wasserthurm* (der *Wellenberg*) sammt einer doppelten *Pallisadenreihe* den freien *Ausblick* von den Brücken *seeaufwärts*, so daß man, um denselben ungehindert zu haben, ihn aus der Höhe nehmen mußte. Nun war aber das *Schwert* bis gegen die Mitte unsers Jahrhunderts der einzige *Gasthof*, der eine *Fronte* nach dem See hin hatte, und die *Aussicht*, die seine *obern Stockwerke* dem Fremden boten, in der That eine ausgezeichnete und einzigartige. Wie stark der Eindruck war, den die Reisenden hier empfingen, davon wollen wir nun zwei Zeugnisse anführen.

Professor Meiners aus Göttingen berichtet¹⁾:

„Unser Zimmer im dritten Stock ist zwar nicht groß; allein man hat darin eine so hinreißende Aussicht auf die Limmat, die mit der größten Geschwindigkeit aus dem See heraußschießt, auf den Zürcher-See selbst, und endlich auf die mit Schnee bedeckten Glarner, Schwyz und Unterwaldner Berge, daß ich an dem gestrigen heitern Abend

¹⁾ Briefe über die Schweiz. 1. Theil. 2. Aufl. 1791. S. 41. Zürich, 11. Juni 1782.

und an dem heutigen, eben so schönen Morgen schon unzählige Male an's Fenster gezogen worden bin".

Und Friederike Brun schreibt, Nota bene vom Genfer See herkommend: „Besonders schön ist die Aussicht von den Fenstern des vor trefflichen Gasthofs zum Schwerdt, welches gerade an dem Ausströmen der Limmat aus dem See hart an der Brücke liegt. Man überblickt den See nach seiner ganzen Länge (?), und jedes Erwachen war in Zürich ein Fest, wo ich sogleich den geistigen Sinn laben und über die duftigen Wellen des Sees dahin schweben konnte, dem jungen Sonnenlicht entgegen, das über den östlichen Schneebergen glänzte“¹⁾.

Aber nicht nur die schönste Fernsicht, sondern auch die vorzüglichste Bedienung fand der Reisende im Schwerdt. Hierüber sind alle Berichte einstimmig. Und es waren oft außerordentliche Anforderungen, die an den Gasthof gestellt wurden. Um sich von dem Verkehr, den derselbe zu bewältigen hatte, eine Vorstellung zu machen, muß man sich zunächst erinnern, daß derselbe das Standeswirthshaus war, d. h., daß sämtliche ausländische und schweizerische Staatsmänner, die nach dem eidgenössischen Vorort Zürich kamen, insbesondere alle Abgeordnete auf die Frauenfelder Tagsatzung aus der West- und der Mittelschweiz im Schwerdt abstiegen. Aber auch sonst nahmen alle Reisenden von Distinction, insbesondere alle diejenigen, welche Lavater's Bekanntschaft zu machen wünschten, daselbst ihr Quartier. In den „Gesprächen im Schattenreich“ sagt Ott: „Gelehrte und Künstler hatte ich Jahr aus Jahr ein, und von zehn richtig neun um des Herrn Pfarrer Lavater's willen“. In den Sommermonaten war das große Haus oft gänzlich angefüllt, und der Wirth mochte zuschauen, wie er Abends, wenn noch vornehme Gäste ankamen, sie unterbrachte. So berichtet der schon erwähnte Professor und Hofrat Meiners aus Göttingen, daß, als er (den 10. Juni 1782)

¹⁾ Prosaistche Schriften von Friederike Brun, II, Zürich 1799, S. 139 u. 140. Zürich, 31. Mai 1791.

in Zürich anlangte und im Schwert absteigen wollte, nicht weniger als 110 Personen — es war eben Messe — „in diesem berühmten Gasthof“ Unterkunft begehrten. — Die Art, wie das Schwert solchen — wenigstens für jene Zeit — außergewöhnlichen Ansprüchen genug zu thun wußte, verschaffte ihm bei allen Reisenden den Ruf eines ganz vorzüglichen Gasthofs.

Gewissermaßen die größte Merkwürdigkeit des „Schwertes“ endlich und ein ganz besonderer Anziehungspunkt war der Wirth selbst, ein Gentleman im vollsten Sinne, der mit den Eigenschaften des liebenswürdigsten Gastgebers die feinste weltmännische Bildung verband. Es tönt phrasenhaft, wenn in den „Gesprächen im Schattenreiche“ Lavater zu Ott sagt: „Ich erinnere mich noch mit Entzücken Ihrer Besuch mit Fremden. Immer erschien der gleiche Galant Homme mit Kronprinzen, Fürsten, Grafen, Ministern, Helden, Gelehrten und Künstlern“. Allein diese Neußerung ist in der That nur der Widerhall des Rufes, den Anton Ott bei seinen Lebzeiten genoß. Von den zahlreichen in Reiseberichten und Reisebriefen niedergelegten Zeugnissen führen wir hier nur eines an, das offenbar Ott selbst interessirte; denn er schrieb es eigenhändig aus der Jenaer Zeitung heraus:

„An dem Hauptmann Ott, Gastgeber zum Schwert in Zürich, fand der Reisende ein Original unter Gastwürthen. Sowie er das Tranchir-Messer niedergelegt, und die Serviette nicht mehr unterm Arm hat, verschwindet an ihm alles, was Gastwürth heißt, und seine Unterredungen am Nachtische unterhalten den Geist so angenehm, als seine Tafel den Gaumen. Der Künstler findet in ihm einen Kunstskenner, der Deconom einen Mann, der in seinem Fache gelesen, geprüft, auf seinem eigenen Landguthe versucht und immer das Zweckmäßige auszusuchen gewußt hat; der Gelehrte einen Literator, der Pädagog einen Erzieher, Alle einen Mann, welcher das Talent besitzt, Allen Allerley zu werden“.

Aber auch sonst bemühten sich Ott und seine Gattin, ihren Gästen den Aufenthalt in Zürich so angenehm und ersprießlich als möglich zu

machen. Die geschäftlichen Beziehungen verwandelten sich in sehr vielen Fällen in ein persönliches freundshaftliches Verhältniß. Es haben sich noch eine Anzahl Briefe von Gästen an Herrn und Frau Rittmeister erhalten, und alle, ohne Ausnahme, geben Zeugniß von der dankbaren Erinnerung, von der Hochschätzung und der Freundschaft für die Familie Ott, welche jene von Zürich mitnahmen. Und, daß dies nicht nur leere Worte, sondern — in vielen Fällen wenigstens — sehr reelle Gefühle waren, denen es an der Bewährung durch die That nicht fehlte, dafür haben wir sprechende Beweise. Als der Rittmeister Ott im December im Jahre 1799 flüchtig in Deutschland umherirrte und eine Confiscation seines ganzen Vermögens gar nicht ausgeschlossen war, schrieb ihm am 2. December ein gewisser Clemens von Schäffer aus Wien: „Berehrungswürdiger Theuerster Freund! Sollte auch alles am Schlechtesten gehen, der ärgste Fall eintreten, nun dann giebts ja auch, wenn Sie alles zu Hause verliehren, noch gute Menschen, die sich freuen, mit Ihnen leben zu können. Dann kommen Sie zu uns, wir wollen Brüderlich und Herzlich theilen“. — Und noch im Jahr 1808 schreibt die Wittwe Ott von einer Cur in Pfävers und von einem Aufenthalt in Stanz: „Ich kann der gütigen Vorsehung nicht genug danken, welche mich überall so gute freundshaftliche Menschen finden, und sozusagen noch die Früchte der gefälligen und wohltätigen Handlungen und Gefühle, welche Hr. Rittmeister sel. im Schwerdt gegen so viele Menschen zu beweisen Gelegenheit hatte, noch iezo einärnden läßt“.

Und nun sollte der interessanteste Theil dieser Erinnerungen an's alte Schwert folgen, die Aufzählung aller der Celebritäten, welche während vierthalb Decennien unter dem Rittmeister Anton Ott hier aus- und eingingen. Hier aber läßt uns das nöthige Material leider gänzlich im Stich. Fremdenbücher und Tagesblätter mit Fremdenlisten gab es noch nicht; die Rechnungsbücher und die Correspondenz Ott's existiren nicht mehr; und so sind wir denn auf die zufälligen Erwähnungen des Schwertes in Reiseberichten angewiesen. immer aber müssen wir uns gegenwärtig halten, daß bei allen Fremden von Distinction, die von 1766

bis 1800 nach Zürich kamen, die Präsumption ist, sie seien im Schwert abgestiegen, von Leopold Mozart an, der auf seiner Kunstreise mit seinen beiden Kindern Anna und Wolfgang im September 1762 auch nach Zürich kam, sich hier vierzehn Tage aufhielt und auf dem Musiksaal ein Concert gab.

Von bedeutenden Schweizern, die im Schwert verkehrten und Hausfreunde wurden, sind wir im Falle, Christian von Mechel, von Basel, zu nennen. Der bekannte Kupferstecher und Kunstverleger, ließ, in einem Briefe an das „liebe Ott'sche Paar“, „der lieben Hausfrau, Geheimräthin und Trösterin Alles erdenkliche Liebe und Freundschaft“ melden.

Helene Schubart nimmt von Stuttgart aus Ott's Vermittlung für Vertrieb der Gedichte ihres Mannes (Stuttgarter Ausgabe) in Anspruch. Sie berichtet ihm über das Schicksal ihres Mannes und die Hoffnung, daß er aus der Gefangenschaft befreit werde. Ott erscheint da als großer Gönner Chr. Friedr. Daniel Schubart's, was wohl eine persönliche Bekanntschaft voraussetzt. — Doch ist ein Aufenthalt Schubart's in Zürich nicht nachweisbar.

Der Dichter Friedrich Mattheson kam auf seinen vielfachen Wanderungen wiederholt nach Zürich, und zwar in's Schwert. Aufenthalte sind bezeugt für August 1787, Juli 1793, 1794, Juli 1799, 1813.

Im Sommer 1775 machte Göthe seine erste Schweizerreise. Er kam den 8. Juni über Schaffhausen nach Zürich, wo er beim Schwert abstieg, ohne indessen den Gasthof selbst zu betreten, da er bei Lavater Quartier nahm; doch blieb ihm, wie wir schon sahen, der Anblick des Züricher-See's, den er vom Thore des Schwertes aus genoß, noch in seinem hohen Alter gegenwärtig, als er die Erinnerungen seines Lebens niederschrieb. Zwei Tage später rückten auch die Grafen Stolberg mit Haugwitz von Frauenfeld her in Zürich ein. Diese nahmen offenbar zunächst im Schwert Quartier, bezogen dann aber ein Landhaus in der Nähe der Stadt, wo sie bis Mitte Juli blieben, während Göthe vom

15. Juni bis Ende des Monats durch die innere Schweiz und auf den Gotthard retste. Nach Zürich zurückgekehrt, fand er hier, ohne Zweifel im Schwert, den Doctor Klinger vor und verweilte noch einige Zeit mit den Stolbergen, Passavant und den Freunden. Die letzten Tage brachten die Stolberge wieder in der Stadt, im Schwert, zu. In besonders lebhafter Erinnerung blieb Christian Stolberg der Abschied von Zürich und von Lavater. Noch fünf Jahre später schreibt er diesem von der Erinnerung an die Tage in Zürich, deren er sich mit Haugwitz erfreue: „Ach, das sagte uns wohl unser Herz, da wir uns nicht verlassen konnten und doch verlassen mußten, da Du uns zum Schwert begleitetest und wir beym Eckstein stehen blieben, bis der Morgen anbrach!“

1779 machte Göthe seine zweite Schweizerreise, diesmal in Begleitung des Herzogs Karl August. Das überaus eingehende Tagebuch, welches Göthe unter dem Titel „Briefe aus der Schweiz“ (angeblich aus Werther's Nachlaß) von dieser Reise veröffentlichte, schildert leider nur den ersten Theil der Route, die Westschweiz und das Wallis, und bricht auf dem Gotthard ab. Der Schluß, der Aufenthalt der Freunde in Zürich, der nach Göthe's Absicht für den Herzog durch die Bekanntschaft mit Lavater die Krone des Ganzen sein sollte, fehlt. Dagegen besitzen wir einen unterm 30. November 1779 aus Zürich an Herrn von Stein geschriebenen Brief Göthe's, der folgende charakteristische Schilderung des Schwertes enthält: „Wohnen in einem allerschönsten Wirthshause, das an der (damals einzigen fahrbaren untern) Brücke steht, die die Stadt zusammenhängt, eine liebliche Aussicht auf den Fluß, See und Gebirge, trefflich zu essen, gute Betten und also Alles, was sonst in verzauberten Schlössern, um Ritter zu erquicken, herbeigewinkt wird“.

Und Karl August gibt unterm 7. Juni 1780 seinem Freunde Knebel für dessen Schweizerreise u. a. folgende Anweisung: „In Zürich steigst Du im Schwerte ab. Der Wirth heißt Herr Otte, welchen Du auf's Schönste von mir begrüßen wirst“.

Auf der dritten Schweizerreise (1797) betrat Göthe die Schweiz wieder, wie das erste Mal, von Schaffhausen her. Das Tagebuch bemerkt:

„Den 19. September gegen 6 Uhr kamen wir (d. h. Göthe und sein Bedienter) nach Zürich bei sehr schönem Wetter und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwerdt. Den 20. September, Mittags bei Tische, lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen; Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien“.

Das ist der Historiker Johannes von Müller, damals in der Kaiserlichen Kanzlei zu Wien angestellt. Er hatte sich beim unverkennbaren Herannahen des Revolutionssturmes gegen die Schweiz Urlaub geben lassen und war in sein Vaterland zurückgekehrt. Durch seine persönliche Einwirkung suchte er hier die Parteien einander zu nähern und die Regenten zu denjenigen Concessionen zu vermögen, durch welche der Katastrophe noch vorgebeugt werden könnte. Durch eine innere Reform hoffte er die alte Eidgenossenschaft vor der Revolutionirung zu bewahren.

Wie bedeutsam muß unter solchen Umständen die Unterhaltung der beiden Männer gewesen sein! Und wenn sich dieselbe nothwendig in erster Linie um die Verhältnisse in der Schweiz drehte, ist es anders denkbar, als daß auch der gebildete und angesehene Gastwirth, das Mitglied des souveränen Rathes von Zürich, mit ins Gespräch gezogen wurde? Doch müssen die Aussichten an jenem Abend den Freunden noch ziemlich tröstlich geschienen haben. Es herrschte eine gehobene Stimmung. Denn noch vier Jahre nachher erinnert Göthe Müllern an ihre „frohe Zusammenkunft in Zürich“¹⁾. Den folgenden Tag nach

¹⁾

N A C H T Z E D E L

Donnstag den 21 September 1797

S C H W E R D T

Mr. Macco v. Anspach
Panario de Genes
Laurent & Dreix de Londres

Malliani di Bergamo
10 Ord. Kr.
à 2

diesem Zusammentreffen, den 21. September, fuhr Göthe mit Heinrich Meyer nach Stäfa, wo er — die Gotthardtour eingerechnet — bis zum 21. October blieb. Den 22. bis 25. war er wieder in Zürich, und zwar im Schwert, wohin er sich alle seine Briefe hatte schicken lassen. Er machte eine Menge Besuche, u. a. auch bei Dr. Lavater, dem Bruder des Pfarrers, nicht aber bei diesem selbst, mit dem er gänzlich zerfallen war. Lavater eilte ins Schwert und schrieb, als er Göthe nicht traf, seinen Namen an die Thüre seines Zimmers, erhielt aber von Göthe keinen Gegenbesuch, und auch im Schwert sahen sie sich nicht mehr. Nach einem Aufenthalt von drei (eher vier) Tagen fuhr Göthe von Zürich ab.

Wieland's Jugendgeliebte Sophie Larochre reiste 1784 über Zürich, und am 5. Juli schrieb sie von da an ihre Tochter:

„Mein Erstaunen war drollig, da ich nicht fassen konnte, daß man mitten in der Stadt die Räder hemmen mußte, um uns und die Kutsche glücklich in den Gasthof zum Schwerdt zu bringen. Wir fanden an Herrn Ott, dem Gastgeber dieses Hauses, einen sehr vernünftigen und höflichen Mann, aßen nur noch eine Suppe und gingen mit der Begierde des frühen Aufstehens schlafen, um desto eher den herrlichen Anblick des Sees und der Eizgebürge zu genießen.“

Herr Ott und seine Frau besuchten mich bei dem Frühstück und ich versichere Euch, liebe Kinder! daß ich viele Herren und Frauenzimmer kenne, die sich dünken mehr zu seyn und auch für mehr angesehen werden, aber weit davon entfernt sind, den Verstand, die gute Sprache und das feine Bezeigen in eine Gesellschaft zu bringen, welche dieser Mann und seine sanfte, artige Frau in mein Zimmer brachten“.

Le Marquis de Ver Officiers de Condé
Hamilton Officier Suedois Baullret de Baden
De S Hilaire & de la Marchée Offic. de Conde à 2
Hofrath Müller v. Wienn à 3
Professor Müller v. Schafhausen à 2
Burkhart Iselin v. Basel à 2 Mallet Dupan de Geneve
Desplat Officier de Conde à 3 5 Schwaben

Ende 1780 oder Anfang 1781 muß Cagliostro in Zürich gewesen sein und eine Zusammenkunft mit Lavater gehabt haben¹⁾. Und zwar logirte er im Schwert, aber unter fremdem Namen, so daß Ott erst nach seiner Abreise erfuhr, wer sein Guest gewesen. Dagegen kannte er Cagliostro's Gattin, die ebenfalls um jene Zeit, unter dem Namen Seraphine, herumreiste, als sie im Schwert abstieg, und schließlich hatte er das Vergnügen, einige Jahre später einen weitern Complicen der Halsbandgeschichte, den Cardinal Rohan, bei sich zu logiren.

Am 12. September 1782 trafen, von Grindelwald und Bern her, auf ihrer Reise in der Schweiz Graf und Gräfin von Norden, der Czarewitsch Paul und Dorothea von Hessen-Darmstadt, welche unter jenen Namen reisten, in Zürich ein. „Sie speiseten im Wirthshaus zum Schwert und ertheilten dem Herrn Rathsherrn Salomon Gessner und Herrn Diacon Caspar Lavater gütigste Audienz. Abends vier Uhr fuhren sie weiter in der Richtung nach Stuttgart“.

1797 war „der große Dahlberg“, der damalige Coadjutor des Erzbischofs von Mainz und der Bischöfe von Worms und Constanz, der als Gönner von Gelehrten und Künstlern den Ruhm eines großen Mäzens genoß, in Zürich und schied als warmer Freund und Verehrer der Frau Rittmeister Ott.

Seit 1791 aber wurde die Physiognomie des „Schwert“ ganz wesentlich durch die französischen Emigranten bestimmt. Der Rittmeister Ott hatte eine prononcierte aristokratische Gesinnung und theilte wohl niemals die hoffnungsvolle Begeisterung, die, wie überall, so auch

¹⁾ Vgl. Lavater's Bericht an Götthe über seinen persönlichen Eindruck von Cagliostro vom 3. März 1781 (Im neuen Reich, 1878, Bd. II, S. 609) und Götthe's Antwort darauf vom 18. März 1781. Götthe's Briefe an Lavater, Zürich.

Daraus ergibt sich also, daß Lavater Cagliostro nicht, wie G. Gessner in J. K. Lavater's Lebensbeschreibung, Bd. II, S. 324, angibt, zuerst im Juni 1783 in Straßburg sah.

in der Schweiz den Anfängen der französischen Revolution entgegen gebracht ward, und noch 1810 erinnert sich der ehemalige Hauslehrer Winkler, wie richtig Ott und seine Gattin gleich von Anfang an den wahren Charakter der französischen Revolution beurtheilt hatten. Schon über das Föderationsfest vom 14. Juli 1790, das als Abschluß der gewaltshamen Umwälzungen und als Beginn einer ungetrübten Friedensära begrüßt wurde, äußerte er sich sehr spöttisch: „Der Himmel gab seinen Segen dazu und regnete den ganzen Tag auf die Franzosen hinunter“ — in einem Billet an die in Baden weilende Gattin.

Als dann die Bewegung ihren anfänglichen philanthropischen und harmlosen Charakter verlor und mehr und mehr in's Blut- und Schreckensregiment umschlug, als sich die Revolution an den Thron und Altar heranwagte und der Adel in Masse emigrierte, da verwandelte sich der Spott in glühenden Haß. Für Ott und seine Gattin war — wie nunmehr wohl für die meisten Stadtzürcher — alles Recht auf der einen, alles Unrecht auf der andern Seite. Aber bei dieser Ueberzeugung blieben sie nun nicht stehen; sondern sie fanden sich durch dieselbe verpflichtet, für die gute Sache einzustehen, um den Opfern derselben hülfreiche Hand zu bieten. Die Emigranten wurden im Schwert mit offenen Armen empfangen und fanden hier, wenn sie mittellos waren, unentgeltliche Verpflegung. In dem schon erwähnten Briefe vom 9. Mai 1810 schreibt Winkler an Frau Ott: „Welche Freude war es Ihnen oft, die Unglücklichen, die damals ihr Vaterland verlassen mußten, zu speisen, zu tränken, zu kleyden, und sie in ihrem Jammer aufzurichten“, und in den „Gesprächen im Schattenreich“ preist Lavater Ott um dieser Generosität willen: „Zwar mögen auch“, sagt er, „viele Unwürdige unter ihnen gewesen sein. Aber das liberale Herz untersucht nicht“. Worauf Ott entgegnet: „Meine Herren! Wenn ich im Falle der Emigranten gewesen wäre und in ihren Umständen, so wäre ich auch froh gewesen, wenn ich einen Antoni Ott angetroffen hätte. Ueberhaupt konnte ich nie gegen fürnehmere oder gemeinere Arme den Rechenmeister machen. Mein Herz hat mich wohl um einige Tausend Gulden gebracht: aber meine Erben um Nichts.

Mein Uebriges war desto geegneter". Freilich trieb Ott auch seine Noblesse nicht bis zur Narrheit. Wenn vornehme Herrschaften nicht baares Geld hatten, nahm er das Silbergeschirr, das sie mit sich führten, an Zahlungsstatt. Von solchen Stücken, mit adelichen Wappen hat sich Einiges bis auf die jüngste Zeit in der Familie erhalten. Wenn sodann Grafen und Prinzen mit großen Ansprüchen auftraten, so hielt sich Ott an ihnen für Einbußen an Andern mehr oder minder schadlos. So berichtet er unterm 7. Mai 1793 seiner Gattin nach Baden:

„Gestern Abends strömten eine ganze Menge Frömler zu, Franzosen und Irlander mit 13 Pferden, worunter der Duc de Chartres ist [der nachmalige König Louis Philippe], Sohn des Herzogs von Orleans [Egalité], der mit Dumouriez war¹⁾.

Es sind drei Herren und drei Frauenzimmer und drei Bedienten, die speisen abends um 5 Uhr, sie haben den Preis für alles gefragt, und ich habe es so gemacht, daß sie uns die armen Geistlichen entschädigen sollen, sie wollen einige Tage hier bleiben“.

Immerhin waren die Opfer, die Ott für die Emigranten brachte, groß und notorisch. Die Zeitgenossen erwähnen derselben vielfach als eines besondern Verdienstes, das er sich dadurch um die gute Sache und um die Vaterstadt erworben habe. Die Erinnerung daran blieb auch in den altgesinnten Zürcher Kreisen noch so lange gegenwärtig, daß der Biograph Hoze's, ein wahrlich von aller Ueberschwänglichkeit weit entfernter Schriftsteller, noch im Jahre 1853 reden konnte von „dem durch seine großmuthigen Aufopferungen für unglückliche französische Ausgewanderte in dem Andenken jedes Mannes von Gefühl in hoher Achtung fortlebenden Rittmeister Ott“.

¹⁾ Mit Dumouriez war er nach der Schlacht bei Neerwinden, am 18. März, um dem Haftbefehl des Convents zu entgehen, am 4. April auf das österreichische Gebiet übergetreten. Der mit dem Prinzen emigrierte General Montesquiou verschaffte ihm eben damals die Stelle eines Lehrers im Institut zu Reichenau bei Gur, welche er dann auch antrat.

Doch auch das Landhaus an der Sihl wurde zeitweise für Emigranten als Aufenthaltsort in Betracht gezogen, wie aus einem vielleicht in das Jahr 1793 anzusehenden Brief der Tochter Necker's an ihren Zürcher Freund Heinrich Meister hervorgeht. Madame de Staël schrieb aus ihrem Asyl in der Westschweiz nach Zürich:

Nyon le 12 Mars (1793?)

La maison de Mr. Ott me paraît une affaire absolument; mais si je m'y établis, je veux me nourrir moi-même, c'est plus économique et plus facile.

N'étant pas encore absolument sûre de ne pas aller à Londres, l'étant encore moins de plaire assez à Zurich pour qu'on tolère deux ou trois personnes chez moi, je devrais commencer par un séjour de huit jours chez Mr. Ott à la ville, je ferais avec votre secours et la grâce de Dieu toutes mes petites coquetteries pendant ce temps, et si elles réussissaient, je choisirais avec vous et ma maison et la personne de Mme. de la †††

Bei solcher Gesinnung mußte der instinctive Haß der zürcherischen Aristokratie gegen die Anhänger der französischen Revolution im eigenen Lande besonders heftig sein. Man braucht in den Reden, welche Ott in den „Gesprächen im Schattenreiche“ führt, nicht alles wörtlich zu nehmen — die Verachtung und der Abscheu gegen die „Patrioten“, wie sie dort ausgesprochen werden, zeichnen gewiß Ott's Stimmung richtig, eine Stimmung, welche ihn im Anfang des Jahres 1798 selbst mit Lavater in Conflict brachte.

Lavater hatte sich in politischen Dingen allezeit der öffentlichen Meinung und selbst der obrigkeitlichen Auffassung gegenüber die Freiheit seines persönlichen Urtheils bewahrt. Wie es nicht zum geringsten Theil das Verdienst seiner unausgesetzten Einwirkung war, daß 1795 bei Unterdrückung des Stäfener Handels kein Bluturtheil gefällt wurde, so

warf er auch zu Anfang des Entscheidungsjahres 1798 sein ganzes Gewicht ein, daß angesichts der drohenden französischen Invasion eine Verständigung zwischen der Regierung und dem Landvolk zur Abwehr des Einfallses erfolge. „Seine Gutmuthigkeit“, sagt sein Biograph Geßner, „glaubte, wenn nur recht populär und kräftig mit den Klubs gesprochen würde, so müßten sie doch der Stimme der Vernunft und Wahrheit, der Warnung und des Wohlmeinens Gehör geben. Wie oft sagte er: Sie haben für diese Stimme kein Ohr mehr, wie sie aus dem Munde der Obrigkeit kommt; wenn doch nur populäre Männer sich vereinigten, die nicht Magistratsglieder sind, um die Leute zu beruhigen“.

Diese Mission, den Bauern Zutrauen zur Regierung einzuflößen, übernahm schließlich, da er Niemand anders hiezu bereit sah, Lavater selbst. Er genoß unter dem Landvolk viel Vertrauen und hatte namentlich am See manche Anknüpfungspunkte. So entschloß er sich denn, in die hauptsächlich aufgeregten Gemeinden Küsnach und Stäfa zu gehen. Geßner erzählt: „So sehr ihm seine Freunde sagten — Lieber! es wird nichts helfen! er ließ sich nicht abhalten. Ich vergesse des Tages nicht, wie er mit diesem Glüteifer an die Ufer des See's hinging, und mit den Führern der Revolutionsfreunde zu sprechen suchte. Im Ganzen begegnete man ihm mit Achtung; aber freilich, wenn er wieder weg war, wurde doch über ihn gelacht“.

In der Stadt aber lachten die Anhänger des alten Systems keineswegs über diesen Schritt; sondern sie machten Lavater, dessen Einmischung in die Politik und dessen angebliche Sympathien mit der Revolutionspartei ihnen von jeher anstößig gewesen waren, die schwersten Vorwürfe darüber. In diesem Sinne richtete auch Ott einen in ungewöhnlich heftigen Ausdrücken gehaltenen Brief an Lavater. Da wurde er zur Rechenschaft gezogen, daß er sich mit den „Seebuben“, „Aufrührern“, „Vaterlandsfeinden“ eingelassen; da wurde er beschuldigt, sich gegen seinen geistlichen Beruf versündigt zu haben, und zum Schluß ward er ernstlich vor jeder Wiederholung solcher Versuche gewarnt. — Lavater schickte Ott

diesen Brief zurück¹⁾) begleitet von einer langen Entgegnung, in welcher die größte Urbanität gegen den Ankläger mit dem stärksten Selbstbewußtsein, schlagende Gründe mit wortreicher Rhetorik seltsam gemischt sind. Zunächst macht Lavater Ott darauf aufmerksam, daß, wenn es nicht zu Lavater's Beruf gehöre, sich in politische Dinge zu mischen, es wohl auch nicht zum Berufe Ott's gehöre, ihm, seinem Pfarrer, Mäthe und Mahnungen zu ertheilen. Dann führt er seine Auffassung seiner Stellung aus: „Enthebt mich mein geistlicher Beruf [davon], ein Mensch zu sein, und als ein Mensch menschlich zu sein und als ein Mensch menschlich, zu sprechen und zu handeln? Soll ich aufhören, ein Bürger zu sein, weil ich ein Lehrer bin? Soll meine christliche Liebe jeden Funken der Vaterlandsliebe in meinem Herzen ersticken?“ — „Ich versprach Bodmern, ihn zu besuchen, weil es mir verbotten war, ihn, der nach einem Besuche von mir schmachtete, im Gefängniß zu besuchen (! ! ! ! !). Ich ging hin, mich bey ihm zu entschuldigen und ihn [in], wie ich hoffte, guten Gesinnungen — zu stärken, vielleicht scheint auch dieß eine Sünde, weßwegen ich um Verzeihung zu bitten habe“. — „Ich wünschte, daß Sie bey mir gewesen, und die Unbefangenheit, Einfalt, Ruhe, Natürlichkeit, Herzlichkeit gesehen hätten, womit ich — nie ohne Anlaß, nie ohne Schicklichkeit — Worte des Friedens zu sprechen suchte — o wie anders würden Sie urtheilen. Ich darf sagen — Sie würden mich umarmt und gesagt haben: „Wenn zwölf Bürger so mit den lieben Landleuthen sprächen — die Sache könnte vielleicht in acht Tagen beylegt werden“. — „Ich hatte Gründe, historische Daten, daß es möglich seyn könnte, vielleicht ein Werkzeug zu sein, milderen Sinn einzuflößen. — Sollte mich Trägheit, Menschenfurcht — qu'en dira-t-on — davon abhalten — mich Lavatern diese Armeseligkeiten? — Lieber Herr Ott, wie konnten Sie dieß von mir erwarten?“

¹⁾ „Ich vergreife mich nicht gern an einer Dank verdienenden Wirkung des Wohlmeynens. Ich zerreiße nicht gern Freundesbriefe“.

Lavater hatte seinen Gang an den See in der zweiten Hälfte des Januar¹⁾ unternommen. Als er seine Rechtsfertigung an Ott schrieb, Dienstag Abends — 1/24, 13. Februar 1798 — war freilich bereits eine ganz veränderte Situation vorhanden. Schon den 5. Februar hatte die Regierung die vollkommene Freiheit und Gleichheit aller und jeder politischen und bürgerlichen Rechte zwischen den Einwohnern der Stadt, des Landes und der Municipalstädte proclamirt und sich selbst als provisorisch erklärt. Am 12. Februar hatten sich die ebenfalls provisorischen ersten Landstände der Republik Zürich versammelt. Am 21. trat darauf die Landescommission zusammen, um die neue Verfassung zu entwerfen.

Unterdessen rüstete sich Bern zum Entscheidungskampfe gegen die von der Waadt her anrückenden Franzosen, indem man aber fortwährend Verhandlungen mit ihnen pflegte, durch welche man ihre Forderungen zu befriedigen hoffte und den Rückzug der Invasionsarmee zu erreichen sich einbildete. In höchster Spannung verfolgte man in Zürich den Ausgang der Krisis, als plötzlich am Abend des 4. März im Schwert ein erlauchter Guest eintraf, an dessen Erscheinung sich für einen Moment noch alle Hoffnungen anklammerten. Es war Feldmarschall von Hoze, der seine hohe Stellung im kaiserlichen Dienste aufgegeben hatte, um sich in jenen Tagen dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Er sollte den Oberbefehl über die eidgenössischen Truppen übernehmen, die man unter seiner Führung gegen die Franzosen zu vereinigen hoffte. Allein das Opfer kam zu spät. Schon in Zürich stand Hoze die Standeshäupter, die er besuchte, und andere angesehene Männer in gedrückter Stimmung, unschlüssig, rathlos, von den wirklichen und von eingebildeten Gefahren übermannt. Dennoch machte sich Hoze am Abend des 5. März noch auf den Weg nach Bern; aber er mochte am Morgen des 6. nur etwa bis nach Aarwangen gekommen sein, als er die Ereignisse erfuhr, die sich am vorigen Tage zu Bern zugetragen

1) Nur im Januar hatte dieser Schritt noch einen Sinn. Auch erwähnt Lavater desselben in seinem Brief an Bürgermeister D. Wyss in Aarau vom 26. Januar 1798. J. K. Lavater's nachgelassene Schriften, I (1801) S. 86.

hatten: die gänzliche Auflösung der bernesischen Armee, die Uebergabe der Hauptstadt, die Ermordung Erlach's und anderer hoher Officiere durch die eigenen Truppen. Selbst jetzt scheint der tapfere Mann noch nicht Alles verloren gegeben zu haben. Erst als er am folgenden Tag bei seiner Rückkehr nach Zürich bemerkte, daß man hier darauf bedacht war, mit den Franzosen zu capituliren, verließ er schleunig die Schweiz, von deren Erniedrigung er nicht Zeuge sein wollte.

Nunmehr mochte die Landescommission immerhin fortfahren, an einer zürcherischen Verfassung zu arbeiten. Man schickte ihr die Constitution der ein und untheilbaren helvetischen Republik zur einfachen Annahme zu. Das Volk, in der Hoffnung, dadurch dem Einmarsch der Franzosen vorzubeugen, sprach am 29. und 30. März diese Annahme nahezu einstimmig aus, worauf die in der neuen Constitution nicht anerkannte Landesversammlung sich den 13. April auflöste. Am 28. April übernahm der Regierungsstatthalter des Helvetischen Directoriums, Pfenninger von Stäfa, und die ihm beigeordnete Verwaltungskammer die öffentliche Gewalt in Zürich, und gleichzeitig rückten die französischen Truppen ein, die in Zürich für bleibend Quartier nahmen und von hier aus im Mai 1798 den Widerstand der Schwyzern und im September den Aufstand der Nidwaldner niederschlugen.

An die Stelle der hochgeborenen französischen Emigrirten rückten nun im Schwert die republikanischen Officiere und Soldaten der fränkischen Armee ein. Zwar die Generale Schauenburg, Lauer und Massena nahmen ihre Quartiere nicht hier, sondern in einem Privathaus, der Krone, und der Schwertwirth hatte ihnen nur die fremden Weine zu liefern, welche als nicht in die Verpflichtung des Quartiergebers begriffen galten und, wenn auch nicht ohne Unstand, von den helvetischen Behörden auf ihre Rechnung genommen wurden. Dagegen lag sonst unausgesetzt Einquartirung im Hause.

Das waren bittere Zeiten für Ott und seine Gattin, und letztere bezeugt, von dieser Zeit an habe ihr Mann zu kränkeln angefangen.

Leider aber fehlt uns jede Anschauung, wie sie sich bei dem plötzlichen Sturz der alten Ordnung benahmen und wie sie sich mit der neu aufgerichteten revolutionären Gewalt vertrugen. Denn nicht nur existiren aus dieser Periode keine Familienaufzeichnungen; es haben sich auch aus der ganzen Zeit vom Februar 1798 bis zum April 1799 keine von Herrn oder Frau Rittmeister Ott geschriebene und nur vier an sie gerichtete Briefe erhalten. Da erfahren wir denn nur von dem damals 17jährigen Sohne Kaspar, daß er schöne Proben von Gesinnungstüchtigkeit abgelegt, d. h. wohl irgend eine Heldenthat oder Demonstration gegen die Anhänger der neuen Ordnung ausgeführt habe, worüber die Eltern dem Pfarrer Winkler in Kammin berichteten. Dieser schrieb der Mutter zurück: „Wie sehr habe ich den Patriotismus des l. Caspers bewundert“ — und an den Vater: „D wohl Ihnen, daß ein edles, Ihnen würdiges Blut in seinen Adern läuft, wohl Ihnen, daß er Ihnen so schöne Beweise davon gegeben hat. Umarmen Sie den guten edlen Jüngling in meinem Namen, sagen Sie ihm, daß ich stolz darauf bin, sein Lehrer gewesen zu seyn“.

Sodann entnehmen wir einem Briefe des Antistes Heß an Frau Ott, daß diese nach den Schreckenstagen in Nidwalden dorthin gereist war. Und zwar offenbar nicht nur, um sich von dem Loose der Ueberbliebenen zu überzeugen und ihnen Hülfe zu bringen, sondern noch mit weiter rechnenden Gedanken, von welchen Heß dringend abrath. „Es muß Ihnen gewiß einleuchten, daß man bey allen und jeden Schritten, die etwa ratsam und erforderlich scheinen möchten, [sich] nach den Winken der Vorsehung richten muß, derselben auf keinerley Weise vorehren oder vorgreifen darf. Und dieß nicht gethan zu haben, war an dem Unglück jener mitleidswürdigen Leute Schuld. Ich bewundere die Absicht und freue mich über den gesegneten Erfolg Ihrer Meise, welche ohne Zweifel Vielen zum Troste, zur Aufmunterung und zur Stärkung des Glaubens an höhere Hülfe gedienet hat. Der Herr segne Sie dafür!“

Ganz im Gegensatz zum Jahre 1798 können wir Ott's Erlebnisse im Frühjahr 1799 und wieder vom Herbst 1799 bis zum Sommer 1800 Tag für Tag verfolgen. Denn in dieser Zeit verknüpfte sich sein persönliches Schicksal mit dem Gang der großen militärischen Ereignisse.

Der längst vorbereitete Krieg der europäischen Coalition gegen Frankreich kam am 1. März 1799 durch Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich zum Ausbruch.

Die Schweiz war durch den Bundesvertrag vom 19. August 1798 verpflichtet, ihr Contingent zur französischen Armee zu stellen, und wurde auch beiderseits, von Frankreich wie von Österreich, in den Operationsplan hineingezogen. Man war sich denn auch im ganzen Lande der vollen Tragweite der an diesem Kriege hängenden Entscheidung bewußt. Es handelte sich um die Fortexistenz der helvetischen Republik oder um die Herstellung der alten Eidgenossenschaft, um Vernichtung entweder der föderalistisch-aristokratischen oder aber der centralistisch-demokratischen Partei.

Der Regierungsstatthalter Pfenninger richtete daher schon den 5. März 1799 ein Rundschreiben an sämtliche zürcherische Unterstatthalter, in welchem er sie auffordert, Alles für Unterstützung der Franzosen zu thun. „Das Schicksal der Schweiz“ — heißt es da — „steht jetzt auf der Wage; aber wir haben uns nicht zu fürchten, wenn wir mit redlichem Eifer die Bemühungen der Franken aus allen unsern Kräften unterstützen, wenn wir ihnen durch jede uns mögliche Anstrengung zeigen, daß Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit uns beseelt und daß wir lieber sterben, als uns durch Österreichs Söldlinge Sclavenketten wollen anlegen lassen“. Der Anstoß zu dieser Kundgebung mochte vom helvetischen Directorium in Luzern kommen. Denn dort war man auf alle Vorgänge im Lande ängstlich aufmerksam und offenbar von Denuncianten vortrefflich bedient. Denn schon fünf Tage nachher langte bei Pfenninger folgendes Schreiben an:

Freyheit

Gleichheit

Das Vollziehungs-Direktorium der Helvetischen einen und untheilbaren Republik
an den Regierungsstatthalter des Kantons Zürich.

Bürger Statthalter!

Das Direktorium empfiehlt Euch zu(r) ganz besondern wachsamen Beobachtung den Rittmeister Ott zum Schwerdt und den Altgerichtsherr Escher von Berg. Wofern Ihr Spuren habet, daß sich diese Männer gegen die neue Ordnung der Dinge irgend einige Schritte erlaubt haben, so werdet Ihr hiemit bevoümmächtigt, Euch ihrer Papiere zu bemächtigen und sie dem Direktorium zu übersenden.

Republikanischen Gruß.

Der Präsident des Vollziehungs-Direktoriums:

— — —
Im Namen des Direktoriums

Der General-Sekretär:

Mousson.

Auf diese Aufforderung antwortete Pfenninger unterm 16. März, wie folgt:

Freyheit

Gleichheit

An das Vollziehungs-Directorium der Helvetischen einen und untheilbaren Republik.

Der Regierungs-Statthalter des Cantons Zürich.

Bürger Directoren!

Schon seit Anfang der neuen Ordnung der Dinge in unserer Republik waren mir die beyden Bürger Alt-Rittmeister Ott beym Schwerdt in Zürich und Alt-Gerichtsherr Escher von Berg als solche bekannt, welchen jede Verfügung der constitutionellen Regierung höchst unwillkommen ist — deren Gesinnungen im eigentlichsten Sinne aristokratisch

find — und die es im Herzen noch immer mit der österreichischen Parthey halten; — Eben deßwegen hielte ich mich von Amtswegen pflichtig, ihre Schritte genau bewachen zu lassen, und im Fall sie auf unrichtigen Wegen ertapt würden, sie dem richterlichen Gewalt zu überliefern und nach Verdienen bestraffen zu lassen. — Allein es gieng mir mit diesen Individuen, wie mit mehrern andern von gleichem Schlag. — Sie nahmen sich so sehr in Acht, daß es unmöglich war, ihnen beizukommen; — auch jetzt noch fehlen mir Thatsachen oder Beweise gegen diese Männer, ohne welche ich Bedenken tragen würde, sie anzugreissen, um so mehr, da ich durch die Erfahrung belehrt worden bin, daß sich diese Classe von Leuten alsdann beym Publico noch geehrter zu machen wissen, wenn man ihnen nicht rechtförmig erweisen kann, daß sie gegen-revolutionaire Handlungen würflich begangen haben; und daß es einen nachtheiligen Schatten auf die constituierten Gewalten wirft. — Ich ersuche Sie, Bürger Directoren! mir diese freymüthige Bemerkung gütig aufzunehmen, und versichert zu seyn, daß es mir keineswegs an dem nöthigen Eifer fehlt, alles dasjenige mit Freuden zu leisten, was die öffentliche Sicherheit der Republik befördern kann, und bitte nur einzig, im Fall Indicia gegen Ott und Escher vorhanden wären, mir selbige anzuvertrauen oder mir wenigstens einen bestimmten Befehl zur Untersuchung geben zu lassen, welchen ich schleunigst erfüllen werde.

Republikanischen Gruß und Hochachtung!

Der Regierungs-Staithalter:

Pfenninger.

Zürich, den 16. März 1799.

Auf diesen Rapport hin unterblieben für einstweilen öffentliche Maßregeln gegen Ott. Bald aber führten die Fortschritte der österreichischen Waffen eine für die Häupter der Aristokraten höchst gefährliche Situation herbei.

Durch den Sieg, welchen Erzherzog Karl den 25. März 1799 bei Stockach über General Jourdan erfocht, änderte sich nämlich die bis dahin unentschiedene Situation mit einem Schlag zu Ungunsten der Franzosen. Diese sahen sich auf die Schweiz zurückgedrängt, welche nunmehr der eigentliche Kriegsschauplatz wurde.

Gleichzeitig mit den Österreichern (unter Erzherzog Karl und dem wieder in kaiserliche Dienste eingetretenen Feldmarschall Hoze) rüsteten sich auch die schweizerischen Emigrirten, welche der Oberst Roverea zu der in englischem Solde stehenden helvetischen Legion vereinigt hatte, zum Einbruch in die Schweiz. Die helvetischen Behörden aber gaben sich nicht der mindesten Täuschung darüber hin, daß der größte Theil der Ost-Schweiz und die gesamte Central-Schweiz nur auf den ersten Anlaß warteten, um sich gegen sie zu erheben. Sie zweifelten auch nicht an einem Einverständniß der Aristokraten, wenn nicht mit den fremden Mächten, so doch mit der Legion Roverea. In dieser kritischen Lage griff das Directorium, um sich zu halten, zu den äußersten Maßregeln. Eine vollständige Militairdictatur ward eingeführt, ein Strafcodex mit Bestimmungen von drakonischer Strenge aufgestellt und überdies eine Reihe von Ausnahmegesetzen proclamirt, welche nicht nur contrarevolutionäre Bewegungen und positive Widersehlichkeiten gegen die Maßnahmen der Regierung, sondern selbst einen Tadel der letztern mit Ketten- und Todesstrafe bedrohte. Zum Vollzug aber dieser Gesetze ward für jeden Kanton ein eigenes, wesentlich vom Regierungsstatthalter abhängiges Kriegsgericht aufgestellt.

Mit alledem fand sich das Directorium noch nicht gesichert. Alle Unterthanen Österreichs, Englands, Russlands, Sardiniens und Neapels, sowie alle Personen, die mit Pässen von einer dieser Regierungen versehen waren, wurden ohne Unterschied des Geschlechtes aus dem helvetischen Gebiete ausgewiesen. Endlich ließ das Directorium eine große Zahl ehemaliger Regierungsglieder und anderer angesehener Männer aus Zürich, Bern, Solothurn und anderen Kantonen zum

Theil durch französische Truppen festnehmen und nach Basel, einzelne sogar nach Frankreich abführen.

Diese Gefangenen sollten als Geiseln für die Sicherheit der Mitglieder der helvetischen Regierung dienen, im Falle die österreichischen Truppen Fortschritte auf Schweizerboden machen würden. Als ostensiblen Grund aber führte man an, man habe Spuren eines landesverräterischen Verkehrs dieser Magistrate mit dem Ausland.

Alle diese Beschlüsse drängten sich in den Tagen vom 30. März bis zum 1. April 1799 zusammen. Die Ausführung freilich erforderte etwas mehr Zeit.

Die Deportation der Zürcher Aristokraten erfolgte auf Grund folgender Verfügung:

Le directoire ordonne au Prefet N(ahona)l de Zurich de faire arrêter une dixaine de membres de l'ancien gouvernement de Zurich qui lui seroient connus d'être des ennemis prononcés et dangereux du nouvel ordre des choses, nominativement l'ancien Bourgmaître Wyss et l'ancien Rittmeister aubergiste de l'Épée. Dans le choix des autres il doit avoir égard au préjudice qu'ils peuvent porter à la chose publique et à l'influence dont pourroit être leur retenue comme ôtage. Le préfet doit faire saisir et examiner les papiers, les envoyer au directoire, faire transporter les détenus à Basle.

Lettre au citoyen Perrochel et à Massena pour leur donner connaissance de la nécessité que le gouvernement s'y (trouve?) de prendre des mesures contre des hommes jadis puissans pour l'ancien Régime et leur demander que le Gouvernement Helvétique puisse faire transporter dans quelque place en France ces individus retenus comme ôtages pour la conduite politique de leurs concitoyens.

Diese Verfügung¹⁾ ward den 1. April getroffen, und schon in der Frühe des 2. April (Dienstags) kam Pfenninger seinem Auftrage nach, worüber er noch am selben Tage dem Directorium Bericht erstattete. Er hatte, nach Berathung mit dem geheimen Kriegsrath, nebst dem alt Bürgermeister David Wyss und Ott noch acht andere Aristokraten verhaften lassen, darunter den alt Statthalter Hans Konrad Hirzel (zum Licht, also einen Nachbarn Ott's), den gewesenen Rathssubstituten, nachherigen Bürgermeister und Landammann Hans von Reinhard und die alt Gerichtsherren Salomon Drell und Georg Escher von Berg. Die Arrestanten wurden in die Amtswohnung des Regierungsstatthalters, das Steinhaus an der obern Kirchgasse, gebracht und nach dort genossenem Mittagsmahl in Wagen unter Escorte nach Basel abgeführt, wohin drei Tage später, Freitag, 5. April, noch vier weitere Gefangene, darunter der alt Seckelmeister Hans Kaspar Hirzel (zum Rech) und sein Sohn, alt Rathssubstitut Hans Jakob Hirzel und endlich am 16. Mai der Pfarrer Lavater folgten.

Nachträglich wurden dann die Papiere der Deportirten untersucht, was aber zu gar keinem Resultat führte. Statthalter Pfenninger berichtet darüber am 10. April an das Directorium: „Endlich kann ich Ihnen anzeigen, daß nur in den Papieren und Briefen der Bürger Zrminger — Escher von Berg — alt Bürgermeister Wyss — Hirzel, Sohn — und Drell im Garten einige mehr oder minder bedenkliche Neuzeugungen sich vorfinden, wobei ich nur noch bemerke, daß die an den Burger Hirzel [alt Rathssubstitut] selbst von seinem Vater geschriebenen Briefe mehr beweisen, daß er von jeher zur Revolution und Reform der Verfassung

¹⁾ Wir besitzen sie allerdings nicht in der kanzleiischen Aussertigung, sondern nur in dem datum- und unterschriftslosen Concept von der Hand des Generalsecretairs Mousson. Allein dasselbe befindet sich auf einem vom 30. März datirten und den 1. April in Luzern registirten Schriftstück (einer Zuschrift eines gewissen Stammler in Bremgarten an den Minister des Innern, Rengger). Helv. Archiv, Band 899, S. 341.

geneigt war. In den Papieren der Uebrigen findet sich nicht die geringste Spur von einem verdächtigen oder contrarevolutionairen Verständnisse".

Die Details dieser Deportationen sind aus den Aufzeichnungen des Statthalters Hirzel und des Gerichtsherrn Drell¹⁾, sowie aus Nachrichten von Seite des Bürgermeisters Wyß bekannt. Aber auch über die Verhaftung Ott's und die Vorgänge im Schwert vom 2. bis zum 21. April haben wir ein ausführliches Memoire von der Hand der Frau Kittmeister, das nach dem Tode ihres Gatten und Pfarrer Lavater's, also nach dem 2. Januar 1801, aber noch unter dem vollen Eindruck der erlittenen Mißhandlung geschrieben ist. Es beginnt damit, die Urheber der Deportation als „M it m ö r d e r des redlichsten Mannes, des ächten Vaterlandsfreundes“ zu bezeichnen, und athmet namentlich gegen den Statthalter Pfenninger den tiefsten Haß. Seine bekannte, auch bei diesem Anlaß bewiesene Höflichkeit und die Versicherung, daß er seinen Auftrag nur ungern vollziehe, erschien Frau Ott als bloße Heuchelei. Trotz dieser leidenschaftlichen Stimmung wird an der Richtigkeit der erzählten Thatsachen wohl nicht zu zweifeln sein, und wir entnehmen der Aufzeichnung und der mündlichen Familientradition folgende Züge, die, wenn auch nicht für die Geschichte jener Tage, doch für die Charakteristik der handelnden Personen einiges Interesse haben mögen.

Die Verhaftung Ott's nahm der Statthalter in eigener Person vor — eine Auszeichnung, die außer Ott und alt Statthalter Hirzel keinem andern der Proscribiren, selbst nicht dem Bürgermeister Wyß, widerfuhr. Pfenninger betrat Morgens zwischen 6 und 7 Uhr das Schwert, „das so sehr berüchigte Haus, wo solche Menschen wohnten, welche der Revolution so abgeneigt, Ihre Grundsätze so unverfälscht immer behaupteten“. Er traf Ott bereits an seinem Pulte schreibend und kündigte ihm an,

¹⁾ Die Deportation zürcherischer Regierungsmitglieder nach Basel im Jahr 1799, von Prof. Dr. A. von Drelli, im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880, S. 247—312.

er habe von der Regierung Befehl, seine Schriften zu versiegeln. Das geschah denn auch. Frau Ott, die unwohl war und noch zu Bett lag, mußte sich rasch erheben, um die im Schlafzimmer befindlichen Kästen und die dort auf einem Gestell liegenden Briefe ebenfalls versiegeln zu lassen. Sie erzählte, sie habe die Geistesgegenwart gehabt, diejenigen Briefe, welche sie der Confiscation entziehen wollte, vor das Fenster, offenbar unter die Blumentöpfe, zu legen, wo sie denn auch wirklich unentdeckt blieben. Als diese Untersuchung beendigt war, verlangte der Statthalter, Ott solle ihn noch in die Gaststube begleiten, wo auch noch ein Schreibtisch stehé, bei dem er ihn oft habe schreiben sehen. Dieß that er denn auch, und Frau Ott wartete im Wohnzimmer auf die Rückkunft der beiden. Allein vergebens. Pfenninger führte Ott, ohne daß er von seiner Gattin Abschied nehmen durfte, gleich mit sich weg in seine Wohnung, wohin auch die andern Gefangenen gebracht wurden. Von dort her kam dann auch im Lauf des Vormittags die Aufforderung, Frau Ott solle ein Mittagessen für zehn Personen „nebst allem Nöthigen dazu“ hinschicken (auch etwas an Linge für ihren Mann). Der Knecht aus dem Gasthof, der das Essen zum Statthalter brachte und während des Mittagsmahls dort blieb, erzählte der Frau Rittmeister, „wie heiter diese würdigen Männer alle gewesen und hingegen wie schlecht und niedrig das Betragen der andern war“¹⁾.

Die Deportirten wurden unter großem Säbelgeklirr, aber durchaus human, nach Basel befördert. Schon von Baden aus konnte Ott seiner Gattin ein paar beruhigende Zeilen senden, und auch seine Briefe aus Basel gaben stets — abgesehen von einem heftigen Husten, der Ott quälte — die besten Berichte. Die Deportirten hatten im Wilden Mann gemeinsames Quartier und gemeinsame Tafel, und ihre Unterhaltung

¹⁾ Davon dagegen, daß bei der Rückholung des Service zwei silberne Löffel mangelten — Orelli, S. 261 —, erwähnt Frau Ott nichts; und man darf sicher sein, daß sie diese Thatsache nicht würde vergessen haben aufzunehmen.

war, wie man sich denken kann, eine sehr animirte und durchaus heitere. Ott schreibt am 10. April: „Abgesehen vom Gedanken an die zurückgelassene Haushaltung würde ich mich glücklich schätzen, in einem Cirkel von so vortrefflichen Männern zu seyn, wo meine geringe Kenntniß einen großen Gewinn in vielen Wissenschaften erhält, die ich zum Theil nur oberflächlich kannte“. Umgekehrt machte er sich seinen Collegen nach der praktischen Seite hin nützlich und schätzbar.

Unterdessen fand in Zürich die Untersuchung der versiegelten Papiere der Deportirten statt. Im Schwert ließ Statthalter Pfenninger dieselbe durch zwei Agenten, Wunderli und Toggenburger, vornehmen. Diese betraten den Gasthof in dem Augenblick, als drei blesse kriegsgefangene österreichische Offiziere auf dem Zimmer der Frau Ott waren, um sich verbinden zu lassen. Sobald sie frei war, verfügte sich Frau Ott zu den Agenten und wohnte der Untersuchung der Schriften bei.

Bei dieser Arbeit, die von Nachmittags 2 Uhr bis Abends 7 Uhr dauerte, ergaben sich komische Zwischenfälle. So erzählt Frau Ott: „Nun kam es an die Schublade, wo die vielen alten Briefe, welche auf Pfenninger's Befehl von dem Gestell durch den Jäger hinunter genommen wurden, sich befanden und deren eine sehr beträchtliche Anzahl war. Es graute dem Wunderli an diese Arbeit; ich sagte ihnen: Wenn Ihr diese Briefe alle lesen wollet, so habet Ihr zwei Tage nur mit diesen zu thun. — Er nahm aus jedem Paket einige und durchmurmlete sie, bis daß ich ihn auf die Jahrzahl daran wußt, daß selbe ja schon lange vor der Revolution geschrieben seyen und also auch wohl nichts enthalten würden, was zu diesem Wesen gehörte — welches denn Wunderli ganz natürlich fand, zugleich mich dann ganz freundlich fragte: Sind Sie von Zürich? — Ja wohl! — Es freut mich Sie kennen zu lernen! — Ihr Mann hat doch wirklich eine sehr gute Ordnung in seinen Sachen — ich thue dieses Geschäft nicht gerne. — Noch einmal sprach Wunderli seine Bewunderung der Ordnung in Ott's Schriften aus, welches Frau Ott mit der Bemerkung begleitet: „Dieser Mann schien mir doch nicht alles Gefühl fürs Gute verloren zu haben“. — In einigen andern Schubladen waren

aller Arten Kupferstiche und Zeichnungen, theils aus dem Kunstverlag gekauft, theils andere gesammelte gute englische Kupferstiche. — „Zu diesen setzten sie sich nun und vergassen erst, warum Sie in unser Haus gekommen“ — : Unter diesen Kupferstichen war denn auch eine sehr ähnliche Zeichnung vom iesigen König von Preusen. — Wunderli frug mich, wer denn dieser wäre, und ich sagte es ihm — mit der Anmerkung, dieser könnte dem dermaligen traurigen Krieg einen entscheidenden Ausschlag geben! — Seine Antwort war: Meinet Ihr? es wäre wohl gut. — Darauf folgt dann das Bildniß Erzherzog Carls von Oestreich! aus dem Kunstverlag — worauf ich ihne frug: — Kennet Ihr dieses Bild da? — Nein, saget mir, wer es seye. — Es ist der größte und beste Mann, den Ihr Euch denken könnet — und ich nannte selben mit dem Anhang: — Gott gebe, daß dieser Edle Mann, der Retter meines Vaterlands, und zugleich der Retter aller dermahlen so sehr unterdrückten guten Menschen desselben werde, worauf mich denn Wunderli mit großen Augen ansahe und sagte: Ihr wünschet das? laßt das nicht zum Maul heraus! — Warum nicht, mir, als einem Weib, ist dieses schon erlaubt! — und so verweilten sich denn diese beiden Abgeordneten, bis es Nacht war, wo sie dann beym Liecht das Pult meines Gatten noch durchsuchten, allein ohne ihren Zweck zu erreichen. Nun begaben sie sich dann ermüdet in ein anderes Zimmer neben an, um sich bei einer Bouteille Wein wieder zu erhollen. — Endlich gegen halb acht Uhr, nachdem eine starke Röthe am Himmel in der Entfernung am See hinauf sich zeigte und sie erschreckte — nahmen sie ihren Abschied, und besonders Wunderli mit großer Freundlichkeit, und mit dem Verdeuten, er wünsche bey einem freudigern Anlaß einmal wieder in unser Haus zu kommen“.

Die Agenten hatten, um doch ihrem Auftrag ein Genüge zu leisten, 39 französische Briefe mit sich genommen; aber nach einigen Tagen erhielt Frau Ott sie sämmtlich wieder zurück, so daß, wie sie ihrem Mann unterm 12. April schreiben konnte, nunmehr Alles in seiner Richtigkeit und kein Papier mehr in andern Händen war. Auch alle Schlüssel behielt sie in eigener Verwahrung.

Zur großen Stärkung gereichte Frau Ott das Trostschreiben, welches Pfarrer Lavater gleich am Tage nach der Deportation an die „betrübten Gattinnen entföhnter Mitbürger“ richtete. „Wie herzröhrend war das Sendschreiben von unserm sel. Lavater, wie tröstend und erfreulich konnte er diese Ereignisse dem bangen Herzen schildern: man rechnete sich diese Leiden zur Ehre“. Auch durch Besuche und freundliche Bilslets suchte Lavater Frau Ott in ihrer „ehrenvollen Wittwenschaft“ zu trösten.

In der That zeigte die gänzlich allein stehende Frau — ihr Sohn war seit acht Monaten in Paris —, welcher neben dem Betrieb des Gasteshauses und der Beaufsichtigung von sechzehn Dienstboten noch eine Baute im Hause anlag, in dieser schwierigen Lage ihre ganze Tüchtigkeit. Einigen Hausfreunden, welche sich in's Geschäft mischen wollten, wurde bedeutet, man finde ihre Anwesenheit im Hause nicht nöthig. Da hieß es dann freilich, Frau Ott wolle keinen Rath und keine Hilfe annehmen, und selbst ihre Mutter meinte in ihrer Angstlichkeit, es gehe alles zu Grund. Frau Ott aber ließ sich nicht irre machen und schüttete ihre Bekümmerniß nur in einem Briefe an ihren Gatten aus: „Ich denke, ich wollte trachten mit den Leuten im Hause nach zu kommen, und denke, daß es Dir auch recht seye; daneben dulde ich so in der Stille mein Schicksal. Am Abend so sezt es mir am meisten zu, und vergieße manche Thräne, die nur Gott sieht — es ist mir ohnmöglich, so zu jammern und zu klagen vor den Menschen. Ich kann es nicht; es liegt nicht in meiner Natur“.

So that Frau Ott denn auch ganz aus sich allein, ohneemandes Rath oder Vorwissen einen Schritt, der ihr die schwerste Ueberwindung kostete: sie verwandte sich persönlich mit Eingabe vom 9. April 1799 beim Directorium um Freigebung ihres Mannes. Das merkwürdige Schriftstück, das sich im Archiv der helvetischen Regierung¹⁾ erhalten hat, ist ein wahres Muster schlichter, eindringlicher und doch sich nichts vergebender Sprache:

1) Band 899, S. 372.

„Die Bürgerin Ott von Zürich — beginnt die Zuschrift — bittet Euch dringend, Bürger Directoren, um Beherzigung nachstehender Gründen, welche sie Euch bescheiden vorlegt. — Ihr habt gut befunden, vorige Wochen meinen Gatten mit denen übrigen Vätern aller nun bekümmerten Familien, von mir weg zu führen. Seine Papiere wurden untersucht und die Siegel wieder weggenommen, so wie mir auch alle Schlüssel wieder zugestellt wurden, und Seine Ehre ist dadurch in wahre Sicherheit gebracht“. — Dann schildert sie ihre Lage, anerbietet jede Garantie für ihr Verhalten („Fragen Sie, Bürger Directoren, unserm Betragen nach, ob Freund und Feind nicht mit Dienstbegierde in unserm Hause behandelt wurde“) und schließt: „Ich bitte Sie mit Zuversicht — und Sie können es einer bekümmerten Gattin nicht abschlagen: — Darf ich hineilen und den Geschiedenen zurückholen? Es soll Sie nie gereuen, und mein Dank wird meine Kräfte übersteigen! Ach, antworten Sie: Ja, und dann lohns Ihnen Gott! — Ich bitte, mir nicht öffentlich zu antworten, denn kein Mensch soll jemals von diesem Schritt wissen; ich habe ihn aus mir selbst gewagt, und Hochachtung und Zutrauen zu Ihnen, Bürger Directoren, gaben mir den Muth“.

In ähnlichem Sinne schrieb Frau Ott auch an den Bürger Escher, Mitglied des großen Rathes in Luzern, den nachmaligen Staatsrath Hans Konrad Escher von der Linth. Sie bittet ihn, diesen Brief, wenn er ihn gelesen, zu vernichten, damit Niemand von diesem Schritte erfahre¹). So sehr fürchtete sie Mißdeutung desselben in ihren nächsten Kreisen. In der That brachte Escher, auch von Lavater stimulirt, mit gewohnter Freimüthigkeit die Deportationen am 15. April im Großen Rathen zur Sprache; er wurde aber unterbrochen, und die Versammlung ging fast einstimmig über seine Interpellation zur Tagesordnung über.

¹⁾ Der Brief — ohne Datum — fand sich im Ottischen Nachlaß; er ist aber mit einem Siegel verschlossen und eröffnet, also ohne Zweifel von Escher an Frau Ott zurückgeschickt worden.

Da führte unerwartet ein schrecklicher Zufall Ott's Entlassung herbei. Sonntags den 14. April, Nachts $1/2$ 10 Uhr, brach nämlich in der Stallung des Schwertes auf dem Heuboden Feuer aus und drohte den Gathof zu ergreifen. Frau Ott befand sich auf ihrem im obern Stockwerk gelegenen Zimmer, als sie in einen in der untern Etage sich verbreitenden Rauch aufmerksam gemacht wurde. Sie ging hinunter, konnte aber die Ursache nicht entdecken. Als sie wieder in ihr Zimmer kam, schlug die Flammen bereits an drei Orten an die Fenster heraus. Im nämlichen Augenblick drangen französische Soldaten in ihr Zimmer und fragten nach dem Herrn vom Haus. Die Verwirrung in dem von Gästen und Einquartirung ganz angefüllten Hause war unbeschreiblich. Auch in der Stadt verbreitete sich, als plötzlich das Feuerhorn ertönte, namenloser Schrecken. Noch waren alle Gemüther von dem furchtbaren Geschick erfüllt, welches neun Tage zuvor über den Flecken Altorf hereinbröchen war. Dort hatte eine Feuersbrunst binnen wenigen Stunden 330 Firsten eingeäschert und 1700 Personen obdachlos gemacht. Beim Schwert bestand die Gefahr, die, wenn nicht zum Glück völlige Windstille geherrscht hätte, das Schlimmste befürchten ließ, darin, daß die Stallung auf der hintern, für Feuerspritzer fast unzugänglichen Seite des Hauses, beim Steg, lag. Aber mit merkwürdiger Schnelligkeit war die städtische Löschmannschaft zur Stelle, und es gelang ihren Anstrengungen, unterstützt von den französischen Militärs, deren Muth und Thätigkeit besonders hervorgehoben wird, den Gathof zu retten. Freilich war die Verwirrung, die im Innern des Hauses herrschte, unbeschreiblich, und der durch sinnloses „Flöchnen“ angerichtete Schaden stand im Verhältniß dazu. Dagegen wurde in dem ungeheuren Gewühl durchaus nichts von Bedeutung entwendet. Das Platzcommando führte, wenigstens nominell, Statthalter Pfennirger¹⁾.

¹⁾ Unter den Berichten über das Ereigniß ist besonders hervorzuheben: „Thätiger Muth und Vortreffliche Löschanstalten der Bürger von Zürich, bewiesen den 14. April 1799 bei der gefährlichen Endzündung des schönen

Noch in der Nacht ließ ein Freund des Hauses durch einen Expressen dem Rittmeister Ott einen Bericht über den Vorfall zukommen und Frau Rittmeister legte dem Schreiben folgende eigenhändige Zeilen bei, welche nicht die mindeste Veränderung der Handschrift zeigen:

„Zum sichern Beweis, mein lieber Freund! daß Gottes Güte groß war und mich gesund erhielt — auch daß im Hauf nicht das mindste gebrant, sonder nur der Stahl (wie, weiß man noch nicht), schreib ich Dir diese Zeilen und Hr. Major Ott hat die Güte selbige einzuschließen. „Es ist Gottlob niemandem nichts geschehen, und Du weißt wohl, der Schrecken und Lärm ist oft größer als die Sache selbst — glaub dem Jacob nicht alles, was er sagt, Du kenst ihn ja! ich bin Gottlob gesund und ruhig, und ich bitte Dich, es doch auch zu seyn!“ —

„Deine treue Freundin! D. Ott.“

Und wie erging es der Tochter Süsette in dieser Schreckensnacht? Darüber erzählte ihr Sohn Folgendes. Das 18-jährige Mädchen war an jenem Sonntag Abend aus einer Gesellschaft zurückgekommen, hatte sich ermüdet in den Kleidern auf's Bett geworfen und war in harten Schlaf

Gasthofes zum Schwerdt. Zum bleibenden Denkmahle gereicht den Bürgern von Zürich, als gerechter Zoll ihres erworbenen Verdienstes“.

Zürich, bey B. Heinrich Waser an der Marktgasse, im 2ten Jahr der helv. Republik.

Von einem ungenannten Verfasser, der unaufgefordert, aber, wie er sich schmeichelt, in Uebereinstimmung mit der brandbeschädigten Familie schrieb. Höchst naiv ist die die Franzosen betreffende Stelle am Schluß:

„Endlich dörfen die biedern Franken nicht vergessen werden, die wie Brüder da halfen, mit herzlicher Theilnahme jede Arbeit, jede Gefahr, jeden Muth mit den Bürgern von Zürich theilten: Gott lohne es euch in euerm Vaterlande, wenn ein dauerhafter Friede, so erwünschbar für euch wie für uns, euch bald in euere menschenfreundliche Heymath zurückführt; unter dem Schatten des Palmbaums geniessen dann erst in der Zukunft die Söhne der Freyheit die herrliche Frucht ihrer brüderlichen Vereinigung!“

gesunken. Als nun der Feuerlärm in der Stadt erscholl und Pfarrer Lavater hörte, es brenne im Schwert, eilte er aus dem Pfarrhaus hinunter, ging in den Gasthof und erkundigte sich, ob Jungfer Süsette, die offenbar damals seine Schülerin war, in Sicherheit gebracht sei. Aber Niemand gab ihm Antwort. Nun drang Lavater nach ihrem Zimmer vor, fand das Mädchen von Schlaf und Schreck betäubt und halb bewußtlos. Da nahm der 58-jährige Mann die Tochter auf seinen Arm und trug sie nach seiner Wohnung. Dort aber brachte er sie nicht etwa zu Bett, sondern setzte sie an seinen Schreibtisch und dictirte ihr sofort einen Brief an das Directorium, worin dasselbe beschworen wurde, ihr den gefangenen Vater zurückzugeben. Erst nachdem dieses Schreiben zu Papier gebracht und expedirt war, durfte sich das Mädchen zur Ruhe legen.

Es fällt freilich auf, daß Frau Rittmeister Ott in ihrem Bericht von dieser charakteristischen Episode nichts erwähnt. Indessen erwähnt sie auch ihres eigenen Schreibens an ihren Gatten mit keinem Worte, und offenbar stimmt die merkwürdige Geschichte ganz mit Lavater's immer hülfreichem und geistesgegenwärtigem Wesen. Ueber jeden Zweifel erhalten wird aber die Richtigkeit der Erinnerung durch folgendes Blatt von Lavater's Hand, das sich im helvetischen Archiv, Band 899, S. 373, erhalten hat.

„Freiheit

Gleichheit

„Bürger Direktoren.

„Ich erslehe Ihre Humanität — um Erbarmen gegen den Bürger Ott, Schwertwirth von Zürich. Gestatten Sie meinem Gemeindeangehörigen, meinem Freunde, dem Wohlthäter vieler Armen — schleunige Zurückkunft — denn Er ist seinem stark angebrannten Hause, an dessen Löschung man jetzt, Nachts halb XI, noch kräftig beschäftigt ist, schlechtedings unentbehrlich. — Es flehen Weib und Kinder durch meinen Mund. Lassen Sie die Flehenden nicht unerhört. Würdigen Sie mich, bald

„ein Bote des Trostes zu seyn. — Ich verbürge mich für ihn — und
„kann und will an Ihrem Erbarmen nicht zweifeln.“

„Gruß und Hochachtung“

„Zürich, den 14. IV. 1799.“

„Johann Kaspar Lavater, Pfarrer.“

Nachschrift von S. Ott:

„Die Tocht(er des) Bürger Ott, die sich ins Pfarrhaus geflüchtet
„hat, bittet mit zitternd(er) Hand und mit Thränen um die Baldige
„Erlassung ihres lieben Valters.“

„Susette Ott.“

Nachschrift von Lavater:

„Thränen troffen auf dieß Blat und die gute Seele konnte diese
„Zeilen kaum schreiben.“

(Möglichlicherweise ist dieses Blatt überhaupt erst geschrieben worden, nachdem ein Versuch, Susette den ganzen Brief schreiben zu lassen, mißlang.)

Der Gedanke, den Moment für eine Einwirkung auf das Directorium zu Gunsten Ott's zu benutzen, lag freilich nahe, und Frau Ott erzählt, wie ein Verwandter des Hauses noch während des Brandes den Stathalter Pfenninger um seine Verwendung in dieser Sache angegangen habe. Dann aber nahm sich die städtische Municipalität in gleichem Sinne mit vorsichtiger Klugheit, aber warm ihres Mitbürgers an. Das Protokoll der Behörde meldet Mittwoch (lies Montag) 15. April:

„Für die Rückberufung des deportirten Burgers Otten zur Unterstützung seiner Familie wurde auf vorläufige Anfrage hin die in den Missiven befindliche Empfehlung an das Vollziehungsdirektorium, durch den Canal des Burgers Regierungsstatthalter abgegeben“ (beschlossen). Auch dieses Actenstück (Gezeichnet: Escher, Präsident; Hofmeister, Secretär) findet sich im helvetischen Archiv. Es begründet die Bitte um Entlassung Ott's namentlich mit folgender Mittheilung:

„Nun befindet sich die Vorsteherin des Hauses, die Bürgerin Ott — — in solcher Verlegenheit wegen der Wiederherstellung ihres stark beschädigten Hauses, daß sie sich in dieser Hülfslosigkeit gezwungen glaubt, „die bisherige Bestimmung desselben als Gaithof gänzlich aufzuheben.“

Wohl möchte im ersten Moment bei Frau Ott (oder ihren Bevathern) die Frage auftauchen, ob sie bei fortgesetzter Abwesenheit ihres Mannes den Betrieb des Gasthofs nicht für einige Zeit ausschönen müsse. Von einer gänzlichen Schließung desselben konnte aber in jenem Augenblick kaum die Rede sein, schon darum nicht, weil das Geschäft nicht ihr, sondern der Familie Ott gehörte. Das Argument in dieser Fassung setzt daher im Munde der Behörde einigermaßen in Verwunderung.

Soweit die Vorgänge in Zürich. Wie nahm nun Ott die Kunde von der Gefahr, in der sein Haus geschwebt hatte, auf? Er schreibt Dienstag Abends (den 16. April) an seine Gattin:

„Liebe Mamma!

„Wie kann ich Gott genug danken, daß er Dir bey dem großen Unglück und Schrecken so große Seelenkräfte gab, und wovon Deine Zeilen die stärksten Beweise sind, welche auch die Verwunderung der ganzen Gesellschaft verursachte. Ach, daß doch Gott mein innbrüstiges Gebet erhören möge, für die Fortdauer Deiner Gesundheit. — Junker Burgermeister hat mir die traurige Botschaft nach seiner vortrefflichen Art angekündigt¹). — Du kannst dir wohl denken, liebe Mamma, daß es mich sehr erschütterte — das Unglück machte nicht so sehr Eindruck

¹) Brgl. hiezu Frau Ott: „O wie mit innigem Dankgefühl erzählte Er (Herr Ott) mir nachher, auf was für eine lieblich gütge Art Ihme unser würdiger Jfr. Burgermeister Weiß auf diese Nachricht vorbereitet habe. — Möge die Vorsehung allen den Segen über diesen ächten Landesvater verbreiten! Wie edel sind solche Handlungen gegen Feinen!“ (Welche die Deportation veranlaßten).

„auf mich, da es die gütige Vorsehung so gnädig leitete, als der Gedanke „an Dich und die liebe Mamma (Susanna Hettlinger, Mutter der Frau Ott). Die ganze Gesellschaft lies in Ihrem und meinem Nahmen den „würdigen Bürger Regierungstatthalter (Schmid in Basel) bitten, nach „Lucern (ans Directorium) zu schreiben für meine Entlassung, und welche ich „hoffe zu erhalten; denn Er hatte die Güte zu äußern, sogleich einen Courier „abzusenden. Ich kann nichts thun in meiner Einsamkeit als Gott für „Dich und uns alle zu bitten, Er der alles leitet, was auch diese harte „Prüfungszeit vorbey gehen und uns noch einen ruhigen frohen Abend „unseres Erdenlebens genießen lasse. — — —

„Dein getreuer Ott“.

„Herrn A. Zunftmeister Escher (damals Municipalitätspräsident) „danke ich von Herzen für seine abermaligen Beweise von Liebe und gütiger „Theilnahme — auch lässt sich Ihnen die ganze Gesellschaft bestens empfehlen“.

In der That richtete der Regierungstatthalter Schmid von Basel unterm 16. April 1799 ein Schreiben an das Vollziehungsdirectorium, worin er berichtet, wie durch einen Brand ein beträchtlicher Theil des Gasthofs von Ott, sowie seine Habseligkeiten ein Raub der Flammen geworden: „Er ließ darauf die Bitte an mich stellen, ihm auf sein Ehrenwort hin und sowohl auf eigene als auf seiner Mitgefangenen Garantie die Erlaubniß zu ertheilen, für einige Zeit zurückzukehren“. Schmid hätte nach Rücksprache mit seinen Collegen Burkhard und Frey keinen Anstand genommen, diese Bitte zu gewähren, wenn nicht die Rücksicht auf die im gleichen Fall befindlichen Altiorfer Gefangenen ihn zurückgehalten hätte. Er bittet daher das Directorium um Entscheid.

Dieses gewährte denn auch am selben 16. April die Rückkehr Ott's nach Zürich. Auf der Eingabe Lavater's¹⁾ ist von Mousson's Hand notirt: 17 (lies 16). avril. Le directoire écrit aux Préfets

¹⁾ Helvet. Archiv. Bd. 899, S. 373.

..... de Bâle et Zurich pour leur faire connoître qu'en considération de l'incendie arrivée à la maison du C(itoye)n Ott aubergiste à l'Epée et de la nécessité de sa présence chez lui, ils doivent procurer sa mise en liberté et son retour chez lui. Die Ausfertigung an die Regierungsstatthalter von Basel und Zürich hat sich noch erhalten. Sie lautet: Luzern 16. April 99. „Der B. Ott, Wirth zum Schwert in Zürich, darf in Rücksicht des Brandes, der am 14. seinen Gasthof zerstörte, und in Rücksicht der Nothwendigkeit seiner persönlichen Gegenwart zu Hause dorthin zurückkehren“.

Bay/Mousson.

Am 18. April fertigte der Unterstatthalter von Basel (Mieg) Ott seinen Reisepaß zur Rückkehr aus¹⁾). Am Morgen desselben Tages erfuhr auch Frau Ott die Verfügung, welche sie in ihrer Freude sogleich ihren Freunden mittheilte. Aber erst den 21. April gegen 11 Uhr kehrte ihr Gatte wieder zu ihr zurück. „Wenn ich je“ — sagt Frau Ott, „in meinem Leben die Hand einer Vorsehung, welche über die Schicksale „der Sterblichen waltet, augenscheinlich sah, so war es in diesem Ereignisse. „Ein Unglück mußte mein Glück sein; denn ohne diesen Vorfall hätte „ich wahrscheinlich meinen Freund nie mehr in diesem Leben gesehen. „Die viellen traurigen Erfahrungen und das Nachdenken über das „das Unglück unsers Vaterlands haben seine ohnehin schwache Gesundheit „gänzlich zu Boden gedrückt“.

Die Deportirten hatten sich in Basel auf eigene Rechnung zu bekostigen. Ott ließ sich deshalb bei Emanuel La Roche in Basel einen offenen Credit geben. Für den Transport nach Basel hatten die hohen Gefangenen die Summe von fl. 596 fl. 13 zu erlegen. Ott erhielt für

¹⁾ Das Signalement lautet: Alt 51 Jahre, 5 Fuß 3 Zoll hoch, grau-blonde Haare, blonde Augenbrauen, blaue Augen, mittlere Nase, dito Mund, rundes Kinn.

den auf ihn fallenden Anteil von fl. 59 fl. 25 unterm 15. Mai 1799 vom Bureau des zürcherischen Regierungsstatthalters die Empfangsbescheinigung.

Noch mag die Frage gestellt werden, wie sich Statthalter Pfenninger zur Rückkehr Ott's stellte. Er ward, wie wir wissen, schon während des Brandes von einem Freunde der Familie um seine Vermittlung angegangen. Frau Ott erzählt: „Pfenninger, glaube ich, versprach das Seyne dabei zu würken; aber ich rechnete nie darauf und konnte es nicht über's Herz bringen, ihm viell gute Wort dafür zu geben“. Nun findet sich allerdings im Missivenverzeichniß des Statthalters kein Vormerk einer in dieser Sache an das Directorium gerichteten Befchrift, sondern nur folgende Notiz vom 17. April: „Dem Bürger Regierungsstatthalter des Kantons Basel wurde geschrieben, daß, einem Directorialbeschluß vom 16. April zufolge, der Bürger Ott zum Schwert von Zürich auf freien Fuß gestellt werden soll. Nr. 2332.“ Allein das Missivenverzeichniß ist notorisch lückenhaft und enthält gerade wichtige Depeschen nicht; von diesem Fall speciell wissen wir, daß die Municipalität ihr Gesuch um die Freilassung Ott's durch den Canal des Bürgers Regierungsstatthalter an's Directorium gelangen ließ. Pfenninger mußte also ohne allen Zweifel, wenn er jenes Gesuch übermittelte, es auch begutachten. Und daß das Directorium Ott entgegen einem Rathschlag des Statthalters sollte auf freien Fuß gesetzt haben, ist höchst unwahrscheinlich.

Doch es kommt noch mehr hinzu. Unterm 11. Floréal an VII, d. h. 30. April 1799, schreibt ein gewisser Theiler aus Paris an Ott, wie folgt:

« Nous avons versés des larmes de joie en apprenant votre heureux retour dans le sein de votre aimable famille et de vos amis dont j'espère être du nombre. J'ay donné de suite avis à votre fils et à votre digne oncle Monsieur Heglinguer. Jugez combien cette heureuse et consolente nouvelle doit leur avoir fait plaisir. Vous avez bien souffert, mon cher, par

le feu et les troubles politiques qui j'espère finiront sans de plus fortes convulsions et pour le bien de tout le monde. Enchanté que le brave amy Pfenninguer se soit si vivement intéressé pour vous, c'est le vrai moyen de se concilier l'estime de tous les honnêtes gens; c'est un brave homme qui est méconnu, et qu'il faut juger non dans la sphère ou à la place où il se trouve, mais dans sa vraie qualité d'honnête homme, et je dois lui rendre cette justice, qu'il a toujours dit infiniment du bien de vous. Je lui écris par le même courier. Jugez combien mon cœur doit lui témoigner de contentement et de gratitude pour tout ce qu'il a fait pour vous en particulier et pour tout ce qui lui reste encore à faire pour le bonheur général». Etc.

Dieser Brief ist also die Antwort auf ein Schreiben Ott's, welches Pfenninger's Haltung in so anerkennender Art geschildert hatte. Ohne Grund aber äußerte sich Ott gewiß nicht in dieser dankbaren Weise über seinen politischen Antipoden¹⁾.

Die Befürchtungen der helvetischen Regierung, welche zur Deporation der Geiseln geführt hatten, erfüllten sich bald. Die Österreicher unter Erzherzog Karl und Hoche rückten im Mai über Schaffhausen gegen Zürich vor. Am 4. Juni erfolgte die erste Schlacht bei Zürich, und am 6. die Räumung der Stadt durch die Franzosen und ihre Besetzung durch die Österreicher. Zwar der Erzherzog Karl blieb mit der Hauptarmee im Lager zu Kloten; aber Hoche nahm sein Quartier in Zürich.

¹⁾ Pfenninger selbst erwähnt in seiner Selbstbiographie nur der Verhaftung der Geiseln (wobei er sich auf das von seiner Gattin denselben servirte Mittagsmahl besonders zu Gute thut), nicht aber eines Schrittes, den er zur Freilassung Ott's gethan habe. Lebensgeschichte des J. K. Pfenninger von Stäfa, Arzt und d. Z. Regierungsrath des Kantons Zürich. Zürich, Geßner. 1835, S. 154.

Er bezog die Wohnung im Hause zur Krone, welche vor ihm Schauenburg und Massena innegehabt hatten, und wurde hier von den Behörden und von seinen Freunden bewillkommt. Der Jubel der Altgesinnten kannte keine Grenzen; sie waren fest überzeugt, daß nunmehr die Zustände vor der Revolution wieder hergestellt würden, und identifirten ihre Sache völlig mit derjenigen der Österreicher. An den Siegesfesten derselben, am 29. Juni und namentlich am 5. August (zur Feier der Einnahme von Mantua), nahm die Stadt officiell Antheil. Der Enthusiasmus der Bürger erreichte an letzterem Tage den höchsten Grad, und die prachtvolle Illumination der Stadt ward, selbst von den Österreichern, als etwas noch nie Gesehenes bewundert. Ja, die Anwesenheit der Österreicher machte jeden Tag zum Fest. Im Schützenplatz war fast jeden Abend bei den Klängen der Militärmusik Tanz.

Auch Rittmeister Ott und seine Gattin werden an diesem Jubel von Herzen Theil genommen haben. Ott hatte stets das Haus voll österreichischer Officiere und lieferte ihnen zu ihren Festen im Lager den Champagner.¹⁾

Frau Ott machte auch, ohne allen Zweifel in Begleitung ihres Gatten, einen Besuch im Lager bei Kloten, wo sie dem Erzherzog vorgestellt wurde²).

1) Verehrender Freund! Wir wollen unter Vorsitz unsers Verehrendesten Hrn. Oberst-Lieut. Baron von Wiedersperg heute ein kleines Tedeum halten, weil eben eine Nachricht erschien, das General Muroo (!) auchgeschlagen worden, dazu benöthigen wir, um unsere Canonen zu laden, ein pr. Butteissen von gutem Schampanier und 2 Butt. von Mallaga. Dieses schmeichelh. wir uns durch dero Güte gegen bekannte Erlag zu überkommen, nebst unserer Empfehlung an dero thenerste Gemahlin beharrend dero
bey Höttingen Ergebenster Freund

2) Seiner Königlichen Hoheit dem Erzherzog Carl: Ode, von Carl von Schäffer, Oberlieutenant, mit dem handschriftlichen Zusatz von Frau Ott: Am Abend des ewig unvergesslichen Morgens in Kloster — am 28. Juni 99.

Frau Ott soll aber auch, nach einer freilich nicht hinreichend verbürgten Familientradition, den Erzherzog als Guest in ihrem Landgut im Kräuel bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Gartenfest mit brillanter Illumination gehabt haben.

Mit den Österreichern war auch der ehrwürdige *Friedrich Nikolaus von Steiger* in Zürich eingerückt, der letzte Schultheß des alten Bern, der nach dem Fall der Republik sich nach Deutschland geflüchtet hatte und dort als Chef der helvetischen Emigration gewissermaßen als Repräsentant der alten Eidgenossenschaft für die Restauration derselben wirkte. Am 8. April 1799 hatte er in Neu-Ravensburg der Legion Roverea den Eid abgenommen, dann aber, während dieselbe durch Tirol und Vorarlberg in Graubünden eindrang, sich dem Erzherzog Karl angeschlossen. Steiger galt als das bürgerliche, Hoze als das militärische Haupt der wiederherzustellenden Eidgenossenschaft, und so konnte das Schwert, wo Steiger während der ganzen Zeit von der ersten bis zur zweiten Schlacht von Zürich sein Logis hatte, wo er die Abgeordneten der schweizerischen Stände und die Agenten der fremden Mächte empfing, wohl als das Generalquartier der Restauration und Reaction gelten. Hier arbeitete dann Steiger, unterstützt von Carl Ludwig von Haller, jene Pläne für die neu zu gestaltende Eidgenossenschaft aus, welche Haller in seinem 1801 erschienenen Werke: *Geschichte der Wirkungen und Folgen des Österreichischen Feldzuges in der Schweiz, ein historisches Gemälde der Schweiz vor, während und nach ihrer versuchten Wiederbefreiung, mit mancherlei unbekannten Beschlüssen über die Ereignissen dieser Zeit —, das er mit dem Motto: Infandum — jubes renovare dolorem versah, für uns aufbewahrt hat*¹⁾.

¹⁾ Theil I., S. 360: Einleitungsplan zur Restauration der alten Ordnung, zunächst in Bern, S. 410 ff. und S. 533: Ideen über die Einrichtung und Befugnisse eines allgemeinen eidgenössischen Bundes-Raths; oder über die Befestigung des schweizerischen Staatenbundes — abgefaßt in Zürich im

Steiger war damals schon sehr gebrechlich. Il ne marchait plus guère sans soutien und hatte große Mühe schriftliche Conceptionen abzufassen; aber die ehrwürdige Erscheinung, wie sie Roverea gerade aus dieser Zeit des Aufenthaltes in Zürich schildert, mußte Allen, die den Greisen sahen, einen tiefen Eindruck machen.

Ott verbrachte fast jeden Abend eine Stunde bei Steiger allein und lauschte den Reden des von ihm auf's höchste verehrten Mannes. Offenbar war ihm Steiger's vertrauensvoller auf Action drängender Sinn ebenso sympathisch, als ihn die reservirte, zaghafte Haltung der zürcherischen Interimsregierung abstieß und mit Besorgniß erfüllte. Diese Interimsregierung bestand aus Anhängern der alten und der neuen Ordnung und hütete sich vor jedem für die Zukunft präjudicirlichen Schritte. Der Erzherzog Karl, von dem man die Initiative zur Restauralition der alten Verfassung erwartete, enthielt sich grundsätzlich jeder Einmischung in die innern Verhältnisse der schweizerischen Kantone; Hoze ward von entgegengesetzten Einflüssen bearbeitet und lehnte es gleichfalls ab, die alte Zürcher Aristokratie als Souverain über die Landschaft wieder herzustellen. Der alt Bürgermeister Kilchsperger, dem man (nach dem Beispiel von Schaffhausen) die Wiedereinberufung des alten Grossen Räthes zumuthete, wies dies von der Hand, mit der Erklärung, jene Behörde habe ihre Gewalt freiwillig und definitiv niedergelegt¹⁾). So war keine Autorität da, welche die von einem großen Theil, vielleicht von der Mehrzahl, der Bürgerschaft verlangte Restauralition der alten Verfassung an Hand genommen oder eine neue Ordnung der Dinge eingeführt hätte.

August 1799. — Ein Creditivschreiben des Standes Glarus für die Abgeordneten an Herrn Schultheiß von Steiger in Zürich, vom 13. Juni 1799, ist beigedruckt.

1) Nach Mémoires de F. de Roverea, Vol. II, S. 165, wäre auch die Eifersucht zwischen Steiger und Kilchsperger dabei mit im Spiele gewesen.

Aus dieser unbehaglichen und unsicheren Situation heraus ist folgender Brief Ott's an den noch in Basel zurückgehaltenen Statthalter Hirzel geschrieben:

Zürich, 21. (Juli 1799) Abends um 10 Uhr.

Insonders Hochzuverehrender Herr Statthalter!

Ich ergreife diese Gelegenheit, in der Hoffnung, daß dieser Brief Ihnen richtig zukommen werde, um Ihnen zu sagen, daß ich heute die Gelegenheit hatte, mit Herrn General-Major St. Gratien, der mich besuchte, sehr lange über unsere Staatsangelegenheiten zu reden. — Er sagte mir, daß eigentlich seine Mission abseiten des Kuz. Kaisers seye, mehr für das Politische als Militärische zu sorgen, und wünschte, daß man Ihnen einen Entwurf einer Staatsverfassung für unsren Canton übergeben möchte, mit den dermahl nöthigen Modificationen, so wohl für das Kaufmännische als für die Innungs Rechte. Er sieht unsere Lage vom rechten Gesichtspunkt an, daß Alles in einem wahren Chaos liegt, und Niemand Energie genug hat, um mit Kraft und Unereschrockenheit die Stücke dieses zertrümmerten Körpers wieder dauerhaft zusammen zu setzen. Wer soll diese schwere Arbeit übernehmen? Da wünschte ich, daß Fr. B. Weiß, Sie, Hr. S. Hirzel und wen Sie denn noch gut finden würden, diese Arbeit übernehmen würden, deren Grundlage immer unsere ehevorige aristo-democratiche Verfassung zur Basis hätte, so wie auch ein Proclama für die Stadt und Land. Leider sehe ich genug ein, daß, da man die besten Momente versäumt hat, das Alte gleich nach dem Eintritt der Destreicher so gut als möglich herzustellen, nun nichts mehr geschehen kann ohne Prüfung der Mächte. — Ich that, was ich thun konnte: ich fühle meine Ohnmacht. Mein Herz, das über das Schicksal seines Vaterlandes leidet, ist dennoch beruhiget, alles gethan zu haben, soweit meine schwachen Kräfte reichten. — Drei mahl war ich bey Hrn. B(urgermeister) K(üchspurger), und eine ganze Stunde war er bey mir; aber alles ist mit Forcht und einer besondern Idee angestellt, daß unsere alte Regierung aus freiem Willen aufgelöst seye. Nein, behaupte ich, durch den Drang

der Umständen ward sie aufgelöst; aber wer kann sich träumen lassen, daß nicht ein jedes Glied von uns noch die nehmliche Eidsverpflichtung auf sich habe wie je zuvor. — Und dennoch ist alles Tod, wenige ausgenommen. — Prüfen Sie meinen obigen gethanenen Wunsch; die Sache hat nun keine Eile. G. G., daß Sie den Entwurf selbst bringen können, oder dem übergeben können, durch den Sie diese Zeilen erhalten. — Wenn nicht ein starkes Regenwetter eingetreten wäre, so würde unser Schicksal schon bestimmt seyn. — Ich ende mit den Ihnen bekannten Gesinnungen und verharre mit Hochachtung

Dero ergebener

R. Ott.

Solchen Gedanken gab Ott in einem von seiner Hand gefertigten Aufruf: „An die Freunde der Freyheit, der Unabhängigkeit und unserer ehevorigen constitutionellen Staatsverfassung der Stadt und Landschaft Zürich“ offenen Ausdruck.

Er sagt: „Da nun durch die Güte Gottes die starke Prüfung unserer Leiden und unsers Elends durch die Waffen der coalisirten Mächte gehoben sind, und Ihre großmuthige Gesinnungen dafür gehen, daß wir wieder die ehevorige Regierung einsetzen solten, bey welcher Regierungsform sowohl Stadt als Land Jahrhunderte hindurch glücklich war, so soll nun unser erstes Bestreben seyn, eine Anzahl Männer sowohl geistlichen als weltlichen Standes zusammen zu bringen, die mit wahrer Gottesfurcht belebt, ohne Privat-Leidenschaft, ohne Partheylichkeit gegen seine nächste Blutsfreunde und Verwandte und Freunde nur diejenigen Männer der alten Regierung und der Bürgerschaft zu könstigen Regenten des Staats vorschlagen, von denen man weiß, daß kein Makel noch Schein der Anhänglichkeit der französischen Regierung auf Ihnen haftet, welche weder durch Schwäche noch Forchsamkeit oder Hoffnung von der neuen Verfassung Nutzen ziehen zu können, und wenn Ihre Kenntnisse des Staats noch so groß wären, sondern rechtschaffene, biedere dem Vaterland treue und ergebene Männer, welche Gott vor Augen haben

und ihren Eid gewissenhaft erfüllen. — Diese Zusammenkunft und die zu machenden Vorschläge leiden aber keinen Aufschub, damit wir nicht wieder in jene Verwirrung gerathen, welche uns bey der ersten Befreiung der Franzosen begegnete. — Sondern, daß wir im Stande sind, Sr. * * * * ein vollständiges Verzeichniß zur Genehmigung übergeben [zu] können, wobei wir besonders darauf Bedacht nehmen müssen, daß diejenigen ehemaligen Mitglieder des kleinen und großen Raths, welche wir für untüchtig erkennen, von Sr. * * * * dafür erklärt werden. — — Diese vorerwähnte Gesellschaft sollte für einmahl nur aus 12 Mitgliedern bestehen, nehmlich 3 des geistlichen Standes, 3 vom kleinen, 3 vom großen Rath und 3 von der Bürgerschaft. Die Geistlichkeit wird uns behilflich seyn, die moralisch gut gesinnten Bürger an die Hand zu geben. Sie allein kann am besten auf das Volk würken". U. s. f.

Die Hoffnung auf eine glückliche Entscheidung verminderte sich aber zusehends, als Ende August die Österreicher die Schweiz verließen und an ihre Stelle die Russen in ihre Positionen einrückten. Der Tausch war den Zürchern wenig angenehm, und vor Allem bedauerte man den Weggang des Erzherzogs Karl, an dessen Fahnen man den Sieg gefesselt glaubte und dem man eine schwärmerische persönliche Verehrung entgegenbrachte.

Bald zeigte sich auch, daß die Russen schlecht geführt waren.

Der Oberst Roverea berichtet, wie ihn die schlechte Ordnung bei den Russen mit düstern Ahnungen erfüllte. Er beschwor Steiger, sich nach einem andern Orte in Sicherheit zu bringen. Steiger aber erklärte hartnäckig, hier die Entwicklung der Dinge abwarten zu wollen.

Auch Hohe soll vor seinem Abgang nach der Linth in gleicher Weise und gleich erfolglos Steiger zum Weggang von Zürich aufgefordert haben. Am 23. September entfernte sich das diplomatische Corps angesichts der bevorstehenden Schlacht. Steiger wich auch jetzt nicht. Vielmehr soll er mit der Absfassung eines neuen Manifestes beschäftigt gewesen sein.

Und so brach dann der Entscheidungstag, der 25. September, an. Man stieg auf die Thürme, um dem Kampf im Sihlfeld zuzusehen. Susette Ott betrachtete dieses Schauspiel vom Peters-Thurm aus. Was man aber um Mittag dort oben erblickte, das war nicht die erwartete Vernichtung der Franzosen, sondern umgekehrt die Umzinglung und bald die wilde Flucht der Russen, das Nachdringen der Franzosen, die Fortsetzung des Kampfes in den Straßen der Stadt. Die Stadt mußte, als mit stürmender Hand genommen, sich auf Plünderung, vielleicht theilweise Einäschерung gefaßt halten. Zwar hatte man es Massena's Wohlwollen und Energie zu danken, daß weder das Eine noch das Andere eintrat; aber unbeschreiblich war die allgemeine Verwirrung. Die zu Hunderten in den Straßen liegenden, die zu Tausenden von außen herein gebrachten Verwundeten mußten in die Häuser aufgenommen und verpflegt werden. Zugleich erwartete man die Gefangennahme und die standrechtliche Erschießung der notorischen Franzosenfeinde. Zu diesen zählte in allererster Linie der Rittmeister Ott. Er verließ daher, gleich wie vier andere der mit ihm nach Basel Deportirten, am Abend des 25. September, die Stadt, um sich nach Deutschland durchzuschlagen¹⁾). Auch Steiger ward zur Flucht genöthigt. Er wollte Zürich nicht verlassen, sondern hier sein Schicksal erwarten, ward aber von den um ihn besorgten Russen mit fortgerissen.

¹⁾ Caspar Hirzel beim Rech an die Bürgerin Bischer, geb. Sarasin, zu Basel. Zürich, 1. Weinmonat 1799.

„Herr Wyß, Vater und Sohn, Hr. Dreßl, Hr. Ott beim Schwert und Hr. Oberst Römer haben sich entfernt. Escher war just auf seinem Landsitz zu Berg, und wird auf diese Vorfälle hin sich übern Rhein begeben haben. Mein Neffe, Hr. Major Meyer, hat eben diesen Entschluß genommen.

„Von allen nach Basel Deportirten, die Ihnen bekannt waren, sind iez noch Hr. Statthalter Hirzel, Reinhard Pestalozz, mein Sohn und ich anwesend; alle, besonders ich, vest entschlossen auszuhalten und Lieb und Leyd mit unsren Mitbürgern, Verwandten und Freunden zu tragen.“

Bedenkt man, daß Frau Ott das Gasthaus von unten bis oben mit verwundeten Franzosen und Russen angefüllt hatte, von welchen sie die letztern wo möglich alle mit eigener Hand verband und verpflegte, daß noch am 25. September die Nachricht von Lavater's tödtlicher Verwundung sich verbreitete, und am folgenden Tage die Kunde von Holze's Tod zu Schännis einlief, während Frau Ott über das Schicksal ihres Gatten lang keine Nachricht erhielt, so kann man erwägen, was in jenen Tagen auf der Frau lag. Aber sie hielt mit vollkommener Tapferkeit aus und konnte, als endlich der Verkehr mit ihrem Manne hergestellt war, ihm die tröstlichsten und ermutigendsten Briefe schreiben, um ihn aufrecht zu halten.

Vor Allem durfte Frau Ott ihren Mann über die Hauptfragen beruhigen. Am 19. October schrieb sie: „Es ist mir noch nicht das mindeste Uebel widerfahren. Unser Haus ist weder beraubt, noch im geringsten mishandelt worden; ich habe gegeben zu Essen, was da war, und ich hatte Stärke von oben, es mit Willen und Freundlichkeit zu geben, denen die ich hasse und verabscheue. Auch von der Regierung ist nicht das Mindeste geschehen. Niemand fragte Nichts, und was ich hörte, werden sie gewiß nicht wagen; denn sie wissen zu gut, daß es bald endet“.

Unter dem 9. November lautet der Bericht: „Es hat mir noch Niemand von den Franzosen das mindeste Grobe zugefügt. Sie scheinen mich zu schonen; ich lasse sie gehen und flüchte mich allemal in meine Stube. Da athme ich wieder. Insbesondere der Commissaire Massena, der im Hause logierte, benahm sich sehr höflich. Er kam zu mir und frug nach Dir, und ich sagte ihm und Allen die Wahrheit, daß Du Deiner schwächlichen Gesundheit halber Dich für etwas Zeit an ein ruhiges Ort begeben habest. Er forderte mich auf, Dich zu stimmen, heim zu kommen, indem man gewiß am ruhigsten bey den Seinigen seye: Du könntest ja still für Dich leben, und Niemand werde uns gewiß Nichts in den Weg legen. Er gieng sogar, ohne mein Wissen, und ließ einen Paß anfertigen, damit Du heimkommen könnest, wann Du wollest“. Freilich mußte Frau Ott in

einem späteren Briefe, vom 5. December, bemerken: „Massena ist ein Fuchs; der Paß, den er gab, gilt nur für die Schweiz“.

Am 13. December schrieb sie wieder: „Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich alle Szenen, die ich sah, und alle Erfahrungen im Haus von Kranken und Sterbenden so auszuhalten im Stande war“. Sie ließ hier die Beschreibung des Lazarethes in dem Gasthaus, in dem es zugeht, wie in einem Spital, folgen. Dann fügte sie bei: „Wann etwan ein armer Ruf nur mit einem Arm oder einem Bein hungrig auf dem Steg steht, dann ruf ich Ihme und gebe ihm etwas, eine Suppen oder sonst etwas — daß laß ich mir nicht nehmen, den guten Menschen zu thun, was ich kann“.

Auch das Gut nahm mit Ausnahme einiger zerbrochener Fensterscheiben nicht den mindesten Schaden, während andere Landgüter schwer litten. Das hatte man freilich nicht dem „Lehmann“ zu danken, der mit seiner Frau alles im Stiche ließ, sondern einem treuen russischen Bedienten.

Insofern also war die Lage der Frau Ott eine unerwartet günstige. Allein sie wurde schwierig und zuletzt fast unerträglich von anderer Seite. Der Sohn war noch immer in Paris und sollte nach dem Willen der Eltern über diese unruhige Zeit dort bleiben. Das war aber der Großmutter nicht recht. „Komme ich zu Mamma“, so schreibt sie am 5. December, „so macht Sie mir Vorwürfe aller Art: ich sollte den Cäper heimnehmen, und sie hat wirklich schon vor einiger Zeit an Herrn Uncle deßwegen ohne mein Wissen geschrieben. Die Susette ist immer das gleiche empfindliche und gleichgültige Kind, und ich muß alle Worte abwägen, daß ich nicht in Händel mit ihm komme. Es ist keiner Seele zu trauen; Schwäche ist der Hauptzug der Besten“.

Unter diesen Umständen drang Frau Ott auf's Entschiedenste auf die Rückkehr ihres Mannes; oder wenn diese sich länger hinausziehen sollte, so wollte sie im Einverständniß mit Ott zu ihm reisen. Im einen und im andern Fall sollte man das Schwert vermiethen, wie auch das

Rothe Haus und der Storchen von ihren Besitzern vermietet worden waren, — ein Project, mit dem Ott ganz einverstanden war und zu dem er selbst in Lindau schon Einleitungen traf. Die Meinung war, sie wollten sich dann zur Ruhe setzen, wenigstens eine Zeit lang bis zur Herstellung ihrer beider sehr angegriffenen Gesundheit.

Allein der Abreise der Frau Ott setzte sich ihre Verwandtschaft auf's Entschiedenste entgegen: „Oh, daß ich hinfliegen könnte, auch wohnen könnte unter freunden guten Menschen! O! wie gerne ließ ich vielles fahren! Aber, ach Gott, wie hält man mich mit unbarmherziger Liebe fest — welche Hinderniß legt man mir in Weg! — mit welchen Vorwürfen, die, wie man mir sagt! aus Liebe seyen — verbittert man mir alle Pläne!“

„Die Menschen in Z.“, schreibt Frau Ott den 22. Februar 1800, „sind den Franzosen so gleich, daß selbe nicht werth sind, daß man sich um ihrentwillen ärgere; das Vaterland wird auch von ihnen nie in Ordnung kommen. — Mein zukünftiges Glück bestühnde [darin], mit Dir und einichen guten Menschen zu leben und im übrigen die Zürcher [seyn] zu lassen, was sie sind“.

So hielt denn Frau Ott alle diejenigen, die der neuen Zeit irgend welche Concessionen machen wollten, die nicht in der unbedingten Herstellung der Zustände vor 1798, „bei denen wir ja so glücklich waren“, mit ihr übereinstimmten, für Franzosenfreunde.

Ott seinerseits theilte völlig diese Auffassung, und eben darum hielt er seine Rückkehr nach Zürich, die Möglichkeit, hier unter den helvetischen Behörden zu existiren, für ganz undenkbar. „Weit entfernt“ — schreibt er schon am 3. October — „daß ich nicht geblieben wäre, wenn die Franken allein gekommen wären —; aber die mit ihnen kamen, die kann ich nicht mehr sehen, und Nichts wird vermögend seyn, mich zurückzuführen“.

Allein seine Gattin ließ ihm keine Ruhe. Schon unter dem 9. November schrieb sie ihm, er solle sich an den Erzherzog Karl um einen

Paß wenden. Diese unausgesetzten flehentlichen Bitten seiner Gattin, die eigene Sehnsucht nach ihr und das dringende Bedürfniß, bei völlig zerrütteter Gesundheit häuslicher Pflege zu genießen, überwanden zuletzt alle Bedenken, und Ott entschloß sich Mitte December zur Rückkehr aus der freiwilligen Verbannung.

Über diese Emigration und die unglücklichen Zwischenfälle, welche das Ende derselben verzögerten, hat Ott selbst ein Tagebuch geführt, das zur Mittheilung an seine Freunde bestimmt war und das bis zum 3. Januar 1800 reicht. Wir entnehmen demselben die Hauptmomente mit Ott's eigenen Worten:

„An meine Freunde!

Wenn nur die Erzählung meiner Reise der Hauptgegenstand sein würde, so gäbe ich mir die Mühe nicht, selbige niederzuschreiben, weil sie zu wenig Stoff der Unterhaltung enthielte. Da aber durch diesen zwar für unser liebes Vaterland höchst fatalen Wechsel, mein moralischer Charakter viel gewonnen hat, so mag es vielleicht einigen wenigen meiner Freunden nicht unangenehm sein, die ganze Kette sint dem 25. September bis auf diesen Augenblick zu lesen. Sie werden auch so billig sein, und die nöthige Nachsicht für ihren Freund zu haben, sich weder über die Schreibart noch über den Vortrag aufzuhalten; denn in meinem ganzen Lebenslauf durfte ich weder auf das eine noch auf das andre Anspruch machen, weil ich mir den gerechten Vorwurf mache, daß es meine eigne Schuld ist. —

Den 25. September 1799 ging ich, nach deme ich sahe, daß keine Rettung mehr zu hoffen ware, Abends um $1/2$ 6 Uhr von Zürich weg, wartete vor dem Stadelhofer Thor meinem Freund Hrn. Cramer. Bis er kam, flehte ich zu Gott um Schonung für unsre Statt, für die Meinigen, und alle guten Einwohner; wie er kam, so giengen wir zu Fuß nach Küsnacht ins Amtshaus. Da trafen wir die Herren Obrist

v. Wattewille, Gugger, und Hrn. Boz̄et an; wir entschlossen uns noch Nachts nach Meilen zu reisen. Vorernante Herren waren zu Pferdt; mein Freind Cramer erhielt ein Requisitions pferdt durch die Herrn Officiers von Bachmann, und ich warf mich auf mein Wägelin, das mir mit meinem Bedienten und Pferdt nachkam. In Meilen trafen wir den nun sel. verstorbenen Hrn. Schultheīz von Steiger, der Sich um sein Vaterland so verdient gemacht hat, an, nebst noch mehrern anderen Personen, als Frau Obrist Gugger mit ihrem Töchterlin, Hr. Gerichtshrn. v. Drell und Familie, Hr. v. Muralt Sohn, Jfr. Escher Sohn und Jfr. H. Escher. Den 26. morgens um 6 Uhr wollten wir sämmtlich unsere Reise über Stefen und Raperschwyl forsetzen; wie wir aber über Stefen hinauf kamen, vernahmen wir von obgenandten Herrn, daß Hohe tod seye und die ganze K. K. Armee sich retirire, und daß Raperschwyl von den Franzosen schon besetzt seye. Wir mußten also umkehren und zurück fahren, um über den Lattenberg zu kommen, von da nach Hinweil, und ehe wir außer einer elenden Suppe etwas genießen konnten, kam schon wieder die Nachricht, daß wir nicht sicher seyen. Wir schlügen den Weg durchs Turbenthal nach Wyl ein; wir kamen erst nachts um 12 Uhr an durch den Unfall, daß die Kutsche von Hrn. Schultheīz Steiger umfiel, und beynahe eine Stunde Zeit es erforderte, ehe sie wieder angerichtet werden konte. In Wyl war ein solcher Zusammenfluß von Menschen, Pferdten und Wägen, daß es lange schwer hielt, irgendwo unterkommen zu können. Endlich wurden wir in ein menschenfreundliches Privathaus aufgenommen, und $1/2$ 3 Uhr ließ uns Herr General Hiller sagen, daß wir auf der Stelle verreisen sollen. Die Straße über Gofzau und St. Gallen nach Rorschach seye noch offen. Sogleich wurden die Pferdte, die auf den Straßen bleiben mußten, angespannt und fortgefahren. Gott Welch ein Anblick! Von Wyl bis Rorschach ein Wagen nach dem anderen, die ganze Feldbekerey, Bagagewägen, Munitionswagen, Canonen, Artillerie, Cavallerie, Infanterie, gegen 10000 Menschen, alles nach Rorschach flüchtend. Man denke sich eine breite Straße 6 Stunden lang von Menschen, Pferdten und Wägen vollgepflastert. Nur der Achtung für

Sr. Gn. Steiger und der bey sich gehabten Russischen Escorte hatten wir das Glück zu verdanken, daß wir vor dem ganzen Train in Rorschach ankamen. Wir ließen uns geschwind etwas zu essen geben, wo dann Herr Schultheiß v. Steiger, sein Hr. Neveu, Hr. v. Haller, Hr. Obrist Gugger und Frau die Reise zu Land über Rheineck und Bregenz nach Lindau vorzehnten, Hr. Commissair Wyß, Hr. General Bachmann und ich aber über den See nach Langenargen fuhren. Von da fand ich ein Platz in einer Chaise mit Hrn. v. Pehr von Rorschach nach Lindau zu fahren.

Den 27. kam ich also abends in dem Wirthshaus zur Cronen an, abgemattet von der Reise, frank und bekümmert um das Schicksal meines lieben Vaterlandes und der Meinigen. — Nie empfand ich, seitdem wir in das Unglück der Revolution gestürzt worden sind, und die Folgen des Krieges gelitten haben, das große Elend, als nun in meinem stillen Zimmer, wann meine Freunde, die mich besuchten, mich verlassen hatten. — O! theüre Freunde: die Wirkung der Entfernung von seinem Vaterlande, das ich so innig liebe, dessen trauriges Schicksal, welches ich so gerne abwenden wollte, schwante immer vor mir, und preßte mir manche Thräne aus. Da lernte ich beten. — Das Gefühl wahrer Andacht belebte meine Seele, und der Herr stärkte mich: das Bewußtseyn, keine Schuld an dem Unglück meines armen Vaterlandes zu sein, beruhigte zwar mein Gewissen. Den 28. langte auch der große verdienstvolle Hr. Schultheiß von Steiger, nebst seinem Neveu, und Hr. Obrist Gugger und Frau an; allein das Unglück und die beschwerliche Reise hatte die Gesundheit des ehrwürdigen Greisen so erschüttert, daß ich sogleich bey meinem Ihme abgestatteten Besuche an seiner Widerherstellung zweifelte. Einige Tage nachher kam auch Hr. Minister Wykam¹⁾ an. Da Herr Schultheiß v. Steiger wieder etwas besser war, so wurde wohl derselbe,

1) Sie! Es ist Wickham, der englische Bevollmächtige bei den altgesinnten Regierungen in der Schweiz.

nebst Hrn. Obrist Meyer, Hrn. Hauptmann Spöndli und mir zum Mittagessen eingeladen. Nach acht Tagen verreiste der ehrwürdige Greis nach Augsburg. — In dieser Zwischenzeit langte auch Hr. Obrist Römer an, deme seine liebreiche und theilnehmende Sorgfalt nicht genug ver danken kann; auch blieben wir nebst Hrn. Cramer immer treue Frei = gefährten. Der Zusammenfluß von Zürchern in Lindau war groß — nehmlich:

Junker Bürgermeister Wyß, sein Hr. Sohn Junker Unterschreiber,
Frau und Söhnlin;
Herr Rathsherr Schultheiß und Frau;
„ Gerichtsherr von Drell und Frau, Sohn, Sohnsfrau und
2 Kinder;
„ Obrist Römer;
„ von Muralt, Sohn Hrn. Dir. v. Muralt;
„ Cramer, Sohn Hr. Dir. Cramers;
„ Cramer aus dem Frohnsfastenhaus;
„ Hr. Escher, Sohn Junker Landvogt Escher von Eglisau;
„ Obrist Meyer nebst etwa 15 Officiers.

Wehrend meinem Aufenthalt in Lindau besuchte ich in Gesellschaft des jungen Herrn v. Muralt die Dragoner-Officiers von Walbeck in Lauterach und das 2. mahl in Gesellschaft des Hrn. Obrist Römer, Hrn. Zellweger in Bregenz.

Den 15. October verreiste ich über Memmingen nach Ulm, wo ich mich einen Tag aufhielt, um sowohl für Junker Bürgermeister Wyß, seine Familie, einige Freunde und für mich Quartier suchte. Allein die Statt ware so mit Militair angefüllt, und man glaubte, daß sich der schwäbische Kraß da versamlen werde, so daß sowohl Logis als Kost sehr theuer zu stehen gekommen were. Den 22. langte ich wider in Lindau an, wo ich den größten Theil der Russischen Truppen, die in Zürich

standen, und unser Unglück waren, so wie auch Suwarow mit seiner Armee antrafe. — Herr Obrist Römer und Herr Cramer harrten meiner mit Ungedult, um wegreisen zu können, weil wir, wie sie mir sagten, keinen Augenblick sicher seyen, daß man unser Logis wegnehme, gleich wie es Junker Bürgermeister ergangen ist, welcher den 20. auf Kempten abgereist ist. — Nun rathschlagten wir, wohin. Gerne weren wir nach Schaffhausen gereist; allein ein Vorfall, daß 2 Officiers, die dahin reisen wollten, wurden von den Russen angefallen und geplündert, so daß wir uns deszen nicht aussetzen wollten, entschlossen wir uns nach Augspurg zu reisen. — Der Missmuth, die Menschen vor uns zu sehen, die Schuld an dem Unglück unsers armen Vaterlands und dem unsrigen sind, wie sie allein ihre Bravour in Esen, Trinken und Spielen zeigten, machte, daß wir gleich den folgenden Tag als den 23. October nach Augspurg abreisten, wo wir den 25. ankamen und bei dem unfreundlichsten Wirth, Hrn. Baur in der Traube, abstiegen. —

Wir besuchten Herrn Rathsherr Schultheiß, Herrn Gerichtsherr von Drell, Hrn. Schultheiß vom rothen Thurm; wir frugen Privat-Logis nach. Aber auch da war nichts zu machen; die Versammlung des schwäbischen Graises, den man erwartete, die verschiedenen Gesandten und das Gerücht, daß Suwarow mit einem Theil seiner Armee dahin kommen werde, machten uns den Entschluß fassen, endlich an einen Ort hinzu-reisen, wo wir ruhig bleiben könnten. Vor meiner Abreise besuchte in den Drei Mohren Hrn. Schultheiß von Steiger; allein Er war sehr entkräftet, und ich vermutete, daß Er schwehrlich mehr lange leben werde. Sein liebreicher Umgang mit mir, Seine Hoffnung zur Vorsehung, daß Sie unser Vaterland das folgende Jahr von seinem harten Schicksal befreien werde, gaben seinem bleichen Gesicht eine Heiterkeit, die mich bis zu Thränen rührte. Meine Wünsche beim Abschied, daß Gott Ihn noch diese Freude erleben lasse, beantwortete er mir: „Mein Leben und mein Schicksal ist in der Hand des Herrn. Wie Er's macht, ißs wohl gemacht. Aber ich habe wenig Hoffnung mehr es zu erleben“. O welch eine vortreffliche erhabene Seele hatte dieser ehrwürdige Greis! Wehrend

drey Monathen, die Er in meinem Hauß zubrachte, hatte ich das unverdiente Glück beynahe alle Tage des Abends eine Stunde allein mit Ihm zu sein. Nie mit keiner Sylbe gedachte Er jener Bösewichter, welche glaubten durch Ihre gedruckten Schriften und darinn enthaltenen groben Verläumdungen Seine Ehre, Seinen guten Nahmen, die Hochachtung und Ehrfurcht, so jeder redliche Schweizer und Fremde für Ihn hatten, schmählern zu können. Allein dieser wilde brausende Strom prellte vergebens an diesem Felsen an; seine Fluthen lößten sich in Staub auf. — So steht der Held in Ungewittern, fürchtet sich nicht; denn er traut auf Gott. —

Den 28. October verreißten wir und kamen den 29. in München an. Wir stiegen im Londoner Hof ab. Ich übergehe alle die Liebe, Freundschafts Bezeugungen, Anerbieten von denen, die als Gäste bei mir waren, als auch von franzößischen Emigranten, und gehe über zu dem äußerst interessanten Aufenthalt dieser Statt. — Außer Wienn ist schwierlich eine Statt in Teutschland zu finden, wo so vieles vereinigt ist. Nun folgt eine längere Beschreibung, die überschlagen werden kann; dieselbe schließt: „Das Gebäud des ganzen Schloßes ist ungeheuer groß; aber niemand konte mir sagen, wie groß der Flächen-Innhalt defselben were: so wenig bekümmern sich die sonst gutherzigen Bayer. Ich könnte noch einige Bögen mit all dem interessanten dieser Stadt ausfüllen, wenn ich Kenntniß besitze, die dazu erforderl werden, um das wahre schöne so zu beschreiben, wie es verdient“¹⁾.

¹⁾ Die Bibliothek, in dem ehemaligen Jesuiter Collegium, ist eine große fürstliche Einrichtung. Alle die Zimmer, so zu derselben gehören, sind sehr schön eingerichtet, mit vielem modernem Geschmack, der dem Churfürst Carl Theodor eigen ware. Sie ist sehr reich an Manuscripten, &c. Drei Zimmer, die sehr groß und mit Schreibtischen, Tischen und Pulten versehen sind, stehen das ganze Jahr jedem Fremden offen; im Winter werden sie geheizt, da kann ein jeder nach seinem Wunsch Bücher begehren, lesen, schreiben, Excerpta machen, zeichnen, und dies alles ohnentgeltlich — der Abwart der Bibliothek ist ein

Herr Obrist Römer trennte sich acht Tage früher von uns. Meine Unpäzzlichkeit und einige Geschäfte hielten mich ab, zu gleicher Zeit verreisen zu können; Herr Cramer und Junker Escher blieben bey mir, und wir verreissten den 17. Decbr. über Kempten nach Donaueschingen, wo wir den 22. Decbr. nach vielem überstandenen Ungemach und Lebensgefahr, wegen stark gefallenem Schnee und entsetzlichen Nordwinden, dennoch Gott Lob glücklich anlangten. Allein meine schwächliche Gesundheit hat durch diese Reise wieder stark gelitten, so daß ich noch am gleichen Tag meinen Freund, den Leibmedicus S. R. H., Herrn Hofrath Wolff,

Schweizer von Unterwalden, Nahmenus Remigius Odermatt. Wie er durch den Hrn. Baron v. Königsberger, Schweher des K. K. Generalen Schottendorff, die Hrn. Cramer und mich dahin begleitete, vernahm, daß wir Schweizer seyen, freüte er sich inniglich, und wir mußten eines Tags bey ihm zu Mittag speisen —. Er steht schon 30 Jahre an dieser Stelle, will dabei bleiben, so lange ihn seine Alters Kräfte nicht verlassen. Er ist schon 65 Jahr alt, und hat ohnlangst durch seine Frau, die eine Münchnerin ist, 100000 fl. geerbt —. Dieser rechtschaffene biedere Schweizer bestimmte uns den Tag, wo er uns des Morgens die schönen Werke alle, welche die Bibliothek enthalte, zeigen werde. Hr. Cramer und Hr. Escher giengen allein hin, weil Unpäzzlichkeit mich abhielte. Sie hatten die Güte mir vieles davon zu erzählen, und ich bedauerte es sehr, daß ich nicht dabei war —.

Die Frey Nächte gehören auch zu den Merkwürdigkeiten Münchens, weil man daselbst, ohne einige Zurückhaltung, den jovialischen Geist der Einwohner beobachten kann. Es wurden wehrend meinem Dasein zwei im Gasthof zum schwarzen Adler gegeben, und denen ich beywohnte —. Ein großer schöner Saal mit einem Nebenzimmer mögen ohngefehr 400 Menschen enthalten —. Die Musicanten sind auf einem in dem Saal befindlichen Balcon; ringsum sind Tische, wo sowohl warmes als kaltes gespeist wird; in der Mitte wird getanzt, alles Walzer. Dahin kommt alles in gröster Galla; jederman, der den Eintritt bezahlen kann, findet sich mit seiner Schönen ein. Da sieht man von der ersten Cläze bis zum Handwerker; wer nicht ein Frauenzimmer mitbringt, kommt schwehrlich zum Tanzen, weil sie für die ganze Nacht engagiert sind —. Man achtet den Staub nicht, der auf die Speisen fällt. Alles ist, trinkt mit der größten Behaglichkeit; alles fühlt sich glückselig in diesem Taumel der Freude, der bis am Morgen dauert, und dann lauft alles wider zur Kirche —.

zu mir bitten ließ. Er verordnete mir einige Medicinen, so daß ich den 3. Tag ausgehen konnte. — Wir giengen zu Herrn Hofrath Fazbinder, eröffneten ihm unser Vorhaben, meine beyden Freunde um die Erlaubniß, sich an den Gränzen der Schweiz aufzuhalten zu dürfen, und ich für nach Hause reisen zu können. Den vierten Tag wurden wir S. K. H. dem Erzherzog Carl presentirt, der uns in Rücksicht unsers armen unglücklichen Vaterlandes so viel Trostliches sagte, daß unsere Herzen so gepreßt wurden, und wir kaum unsern Dank stammeln konnten. Dieser große edle Fürst widerholte zweymahl: „Seien Sie getrost, meine Herrn, Ihr Vaterland wird bald wieder von dem Elend befreyt werden“. Auch that Er die Neußerung, als ein Beweß, wie sehr Er die Schweiz liebt: „Wann ich mit meinem Leben das Schicksahl der Schweiz lindern kann, so will Ich es gerne aufopfern“. — Ich übergehe die Empfindungen meines Herzens, ob wir alle in unserm Vaterlande, so weit Er daßselbe eroberte, dennoch verdienten, daß ein solcher Fürst, dessen Haupttugend wahre Frömmigkeit ist, noch solche edle Gesinnungen äußerte: das aber darf ich frey und offen sagen, daß mein Dankgefühl für diesen erhabenen Fürsten und Helden nie erloschen wird.

Den 27. Decbr. verreisteten wir von Donaueschingen und kamen den gleichen Abend in Schafhausen an. Den 28. hielt ich Rasttag, und hatte das Vergnügen, daß mich der dermahlige Generalmajor Graf von Hadik besuchte. Den 29. trennte ich mich von meinen lieben Freunden und Reisgefährten, nicht ohne innige Rührung, und reiste an dem Tage, wo die herbste Kälte war, nach Thiengen, übergab daselbst dem Herrn General v. Kienmayer das verschloßene Schreiben, welches mir durch die Canzley von S. K. H. zugestellt wurde. Da nun in demselben enthalten ware, daß es mir frey stünde über den Rhein zu gehen, wo es mir gefällig sein möchte, so wählte ich Rüedlingen aus, weil ich wußte, daß die Erlaubniß abseiten des Generals Maßna schon acht Tage lang daselbst lag. Ich kam den 30. in Rüedlingen an, vernahm, daß schon seit drei Tagen, jenseits des Rheins, in Flach ein Gefehrt auf mich wartete. Ich sahe also der frohen Hoffnung entgegen, den 31. Abends in dem

Schos der lieben Meinigen zu seyn. — Ich gieng sogleich nach meiner Ankunft in Rüedlingen zu dem Destreicher Parlementair, und ersuchte Ihn, mich bei dem fränkischen zu melden, welches Er auch sogleich that. Aber zu meiner größten Bestürzung erhielt ich die Antwort, daß die Erlaubniß von General Maßena nicht mehr gültig seye, weil inzwischen verschiedene Veränderungen vorgefallen seyen; er werde aber es sogleich an den commandirenden General der Vorposten berichten, und ohne Zweifel werde die Erlaubniß den folgenden Tag einkommen. — Ich mußte mich also bequemen, in einem höchst elenden Wirthshauß zu bleiben, obgleich meine Gesundheit durch die herb Kälte entsetzlich gelitten hatte. Schweinefleisch, Herdapsel und ein sehr schlechter Wein waren meine Nahrung. Ich traf Herrn Michel von Zürich, zwei Appenzeller und zwei Langenthaler an; der einte von den Appenzellern war so gütig, wie er meine Umstände sahe, mir seinen Platz im Bett abzutreten, zwahr in einer eiskalten Kammer. Den folgenden Tag hatte der menschenfreundliche Herr Pfarrer Stierlin die Güte, mich zu Ihme einladen zu lassen. Da ich aber den hohen Berg vor mir sahe, auf welchem das Pfarrhauß ligt und ich ohnmöglich so viele Kräfte mehr hatte, den Berg besteigen zu können, so ließ ich Ihme für sein liebreiches Anerbieten danken. — Herr Hauptmann von Schustern von E. H. Ferdinand, der im Wirthshauß einquartiert war, besuchte mich in der Wirthsstube, die beständig mit Bauern angefüllt war, welche zechten, rauchten und noch dabey in steinernen Gefäßen Kohlfeuer in der Stuben hatten. Dieser edle Mann nahm mich mit Ihme auf sein Zimmer, anerbte mir alles, was er nur konte; aber leider war seine Kost nicht besser als die unfrige. — Diese mir so liebe Bekanntschaft aber hatte wahrscheinlich auch Einfluß auf meine folgende widrige Schicksale; denn so wie wir Hand in Hand beysamen saßen und Er mir allzuviel Verbindliches sagte über einige Offiziers, die in Bündten gefangen wurden, bey mir logierten und gegen Sie nichts als die allgemeine Menschenpflicht beobachtete, so trat ein Adjutant von dem General Moreau in's Zimmer, der ein Schreiben an den Erzherzog hatte und sich äußerte, daß er es selbst überbringen müßte. — Herr Haupt-

mann schlug es ihm ab, daß Sr. R. H. den Befehl gegeben haben, daß, wann Depeschen anlangen, man sie ihm durch das Kaiserliche Militair zusenden solle. — Dieser unvermuthete Abschlag wirkte fatal auf diesen ganz neu gekleideten Generaladjutanten, der gewiß in seinem Sinne sich lebhaft vorstellte, wie seine Figur und Kleidung den Erzherzogen blenden würde. Er insistierte noch zwey mahl; aber es half nichts. Er begehrte zu dem Commandanten gebracht zu werden, der Herr Baron v. Stahl ist und in Ratz liegt; auch das wurde ihm abgeschlagen. Aber zugleich sagte Er ihm, daß Er sogleich eine Ordonanz nach Ratz sende und Herr Obrist nach dem Ezen nach Rüedlingen kommen werde, anerbot ihm seine Erbsenkost mit Schweinesleisch, die er annahm, aber freylich nicht so gut fand, wie die in Requisition gesetzten Pasteten, welsche Hahnen, Rebhüner und aller Arten kostbahren Weine. Der allzugütige Herr Hauptmann von Schustern gab sich alle Mühe, im Dorfe ein beßeres Glas Wein zu erhalten, bekam ein paar Bouteillen; aber auch der war noch viel zu schlecht. Nach Tische kam Herr Obrist; aber der General-Adjutant mußte sich endlich bequemen, seine Depeschen abzugeben und wider über den Rhein zurück nach Goldenberg, wo der fränkische General logirte, zu fahren. — An dem Neujahrstag Abends war ich so frank, daß ich meinen nahe bevorstehenden Tod lebhaft fühlte. Ich saß am Ofen, unter all dem Wirrwarr von Bauern und vorermeldten Herrn, zu denen noch Herr Capitain Nüscheler im Grünenhof gekommen ist, in stiller Be trachtung über mich selbst, über die Allbarmherzigkeit Gottes gegen mich und empfahl ihm mein liebes Theures Weib, meine Kinder und mein acmes gedrücktes Vaterland. Herr Hauptmann von Schustern und der Oestreichische Parlamentair standen neben mir, und so wie ich aufblickte, stand auch Herr Pfarrer Stierlin vor mir, der wie ein Engel vom Himmel kam, und mich nöthigte, zu ihm hinauf zu kommen. Alle Anwesenden stimmten mit ein, und Herr Capitain Nüscheler nebst dem Herrn Pfarrer nahmen mich in ihre Arme und schlepten mich den Berg hinauf. Die vortreffliche Frau Pfarrerin nahm den gerührtesten Anteil und sorgte für alles, was zu meiner Beßerung nöthig ware. Entkräftet und

beynahe sinnlos, wie ich war, befiel mich ein heftiges Erbrechen. Das Bett ware schon für mich zubereitet, und durch eine erhaltene Mixture des Dorfsarzts brachte ich die Nacht zimlich ruhig zu. Die außerordentliche Sorgfalt des Herrn Pfarrers und seiner Frauen würden mich in wenigen Tagen wider leidentlich hergestellt haben; aber auch das mußte nicht geschehen. —

Herr Pfarrer Scheuchzer von Berg, ein Anverwandter von meiner Gattin, glaubte aus Freundschaft und Güte für mich, würde meine Rückkehr nach Hause keinen anstand mehr leiden, wenn ich einmahl in seinem Pfarrhaus sein werde. Deshalb beredete Er sich mit dem fränkischen Parlamentair, und wurden einig, mich wissen zu lassen, daß ich nun die Erlaubniß habe den Rhein passiren zu können. Diesen Bericht erhielt ich den 2. Januar Nachmittag; sogleich mußte ich mich reißfertig machen. Die Sehnsucht, meine treue geliebte leidende Gattin bald zu sehen, gab mir Stärke, an dem Arm des Herrn Pfarrers an den Rhein hinunter zu gehen, wo ich dann Herrn Vetter Pfarrer Scheuchzer nebst seinem Neveu, Herrn Amtmann Scheuchzer, antraf, die mich auf das freundlichste empfingen, und mit mir in der auf mich gewarteten Chaise nach Berg führen. Die Reden des französischen Parlamentairs ließen aber wahrnehmen, daß noch nicht alles im Reinen für meine ungehinderte Heimreise war; — denn er sagte mir, daß ich morgen nach Goldenberg zum commandirenden General Hudelet fahren müsse, bevor ich nach Zürich reißen könne. — Im Pfarrhaus wurde ich gleichfalls durch die liebliche Sorgfalt der edlen Frau Pfarrerin, und des Herrn Pfarrers bestens gepflegt. Allein abends um 7 Uhr kam abseiten des Commandanten von Goldenberg ein drohendes Billet an den Parlamentair nach Flach, worinnen ihm anbefohlen wurde, bey Cassation seines Dienstes mich den andern Morgen um 9 Uhr wider über den Rhein zu setzen. Die Bestürzung war allgemein. Alles interessirte sich dafür, auch ein Hauptmann und sein Frau, die im Pfarrhaus logierten. Der Herr Amtmann Scheuchzer und der Hauptmann ließen nach Flach, holten den Arzt, der einen Schriftlichen Aufsatz meiner Gesundheitsumständen abfaßte, welcher

von dem Municipalitäts Presidenten von Berg unterzeichnet, und begleitet mit einem Schreiben von Herrn Amtmann Scheuchzer durch zwei Expressen, einem französischen Militair und einem Bauern, sogleich nach Goldenberg versandt wurde. Allein alles half nichts. Den 3. Jan. mußte ich wider zurückreisen.

Morgens halb 9 Uhr kam der fränkische Parlamentair und holte mich ab. Er war in Verlegenheit, wie mich der Destreicher Parlamentair aufnehmen würde. Wenn nicht Liebe und Mitleiden ihn seine Pflicht hätten vergeßen machen, so wäre die Mitte des Rheins mein Sterbeplatz gewesen. — Ich sahe seine Verlegenheit, und ich versprach ihm, die Sache sogleich wieder gut zu machen, damit seine Forcht, die Stelle zu verlieren, gehoben werde. Ich ließ mir einen Holzschlitten geben, auf welchen ein paar Bettdecken gelegt wurden, und fuhr von Rüedlingen nach Stafz zu dem Herrn Obrist Baron v. Stahl, der über das Benehmen der Franzosen entsetzlich aufgebracht war, hingegen das Betragen seines Parlamentairs billigte. Ich fuhr von da weg wieder nach Buchberg. Sie empfingen mich, wie das erste mahl, auf das liebreichste, und bedauerten mein widriges Schicksal. Ein starker Husten mit einem heftigen Stechen auf der rechten Seite, nöthigten mich Ihnen bis den 7. beschwehrlich zu fallen, wo ich dann wieder so viele Kräfte durch Ihre Sorgfalt erhielte, daß ich in Begleitung des Herrn Pfarrers nach Schafhausen fahren konnte, und abends um 6 Uhr bey Frau Pfarrer Ott in der Rosenburg anlangte".

Schon im December hatte, wie wir hörten, der Commissär Massena Frau Ott einen Paß für ihren Gatten in Aussicht gestellt, aber nur mit Gültigkeit für die Schweiz. Frau Ott aber betrachtete diesen Paß nur für eine Falle, die man ihrem Manne stellen wolle, um seiner habhaft zu werden, und nahm denselben also nicht entgegen. Vielmehr ließ sie sich einen Paß vom General Lecourbe, dem französischen Commandanten in Zürich, aussstellen. Diesen Paß schickte sie ihrem Gatten. Als

dieser ihn aber dem General Hudelet, der auf Schloß Goldenberg sein Quartier hatte, zustellte, erkannte ihn dieser nicht an und Ott mußte von Flach wieder über den Rhein zurück, mitten in der eisigen Januarfälte. Auf dem Rhein glaubte er seine Todesstunde gekommen. Halb leblos wurde er zum Pfarrer von Buchberg und von da zu Verwandten nach Schaffhausen gebracht, wo er die liebevollste Aufnahme und die besorgteste Pflege fand.

In Zürich zerbrachen sich Ott's Freunde den Kopf über den Zusammenhang der Dinge; denn die Rede, Ott stehe in verrätherischen Verbindungen gegen die Franzosen, war doch zu ersichtlich ein hohler Vorwand. Da äußerte Frau Ott im Februar in einem Brief an ihren Gatten, sie glaube, sie wolle ein paar Bouteillen guten Wein an die Sache „wagen“. Wirklich lag die Lösung des Räthsels in dieser Richtung. Nur handelte es sich nicht um ein paar Bouteillen, sondern um eine ganz exorbitante Geldsumme, um welche der „Landesverräther“ die Erlaubniß zur Rückkehr sich erkaufen mußte. Da diese Summe nicht in baar zu beschaffen war, so mußte das Silbergeschirr des Gasthofes veräußert werden. Es ist noch in der Erinnerung der Familie, wie damals ganze Körbe mit silbernen Platten, Leuchtern und Bestecken zum Goldschmied wanderten, um die Ranzion zu erschwingen.

So erreichte Frau Ott denn endlich nach unausgesetzten Bemühungen, welche ihr Schwager, der Unterstatthalter Hofmeister, und auf sein Betreiben auch die städtische Municipalität unterstützten, die Beseitigung der Rückkehr ihres Gatten im Wege stehenden Hindernisse. Am 13. April, am Ostertag, konnte sie ihm melden, der General Lecourbe habe sich gegen Hofmeister bereit erklärt, einen nunmehr gültigen Paß für Ott zu unterzeichnen. Immerhin zog sich die Rückkehr Ott's noch bis Anfang Mai hinaus.

„Freitags Mittag zwischen 11 und 12 Uhr, den 2. May 1800, schenkte mir Gott die lang erbettene Gnade, nach einer Entfernung von

7 Monatten den treuen redlichen frommen und edlen Gefährten meines Lebens wieder zu sehen".

Unterm 5. Mai machte Ott der Municipalität die mit gehörigem Civil- und Militärpaß begleitete Anzeige seiner erfolgten Rückkunft aus Deutschland und bezog sein Gut im Kräuel, wo er in der ländlichen Stille seine von all den Anstrengungen und Aufrüttungen erschütterte Gesundheit wieder herzustellen hoffte.

Raum zurückgekehrt, bewies Ott seine menschenfreundliche Gesinnung die nur auf die Noth Anderer, nicht auf seine eigenen Umstände Rücksicht nahm. Am 6. Mai kamen zehn gänzlich entblößte österreichische Officiere im Schwert an, für welche Ott auf seine Rechnung zehn Louisdors bei einem wohlhabenden Freunde zu entlehnen suchte; aber Herr Capitain Nüscheler im Grünenhof, an den er sich dafür wandte, machte sich, wie er schrieb, ein Bedenken, Ott in seiner damaligen Lage ein solches Darleihen eingehen zu lassen, und streckte, um diesen guten Leuten aus der Noth zu helfen, ihnen die zehn Louisdors auf seine eigene Gefahr hin vor.

Frau Ott, die den Tag über an den Gasthof gebunden war, gieng am Abend nach dem Landgrat hinaus, um ihrem Gatten zur Seite zu sein. „Ich erhielt das Glück von Gott, ihn jede Nacht pflegen und warten zu können“. Allein alle zärtliche Pflege konnte den gebrochenen Mann nicht mehr retten. Schon den 19. Mai, Abends zwischen 7 und 8 Uhr, also nur 17 Tage nach seiner Rückkehr, ward er den Seinigen, die sein Lager umstanden, entrissen. Er starb mitten in froher Hoffnung auf eine ruhige Zukunft, die er, zurückgezogen vom Geschäft, im Kreise seiner Familie, im Umgang mit „wenigen wahrhaft guten Menschen“ zu bringen dachte.

Am Begräbnistage selbst, den 23. Mai, schrieb Frau Ott zum Gedächtniß ihres Gatten ein „Denkmal“, in welchem die rührende Verehrung für ihren Gatten und der neu aufgestachelte bittere Haß gegen die Gewalthaber des Tages sich zu einem seltsamen Erguß verbanden.

Von Freundeshand etwas gemildert und stilistisch bereinigt, erschien der Nachruf im „Neuen Helvetischen Volksblatt“¹⁾ als „Denkmahl eines edlen Zürchers, geschrieben im Juni 1800“, doch ohne Namen des Gefeierten. Zwei angehängte Gedichte gaben wenigstens die Namenschiffre D. Die eine dieser Elegien war von Pfarrer Schweizer in Grüningen, die andere von J. G. S., dem Leutpriester am Grossmünster Johann Georg Schultheß²⁾, zu dem Frau Ott ein besonderes Vertrauen gesaßt und dem sie nachher theils die hinterlassenen Manuskripte ihres Gatten, theils eigene Aufsätze mittheilte. — Auch von Antistes Hefz lief ein warmes Trostwort ein.

Laut seinem den 6. Januar 1800 zu Buchberg niedergeschriebenen letzten Willen berechnete der Rittmeister Ott seine

Aktiven auf fl. 79,825

das Schwert zu	fl. 30,000
das Mobiliar in demselben	„ 16,000
das Haus und Gut im Kräuel	
sammt allem Mobiliar	„ 16,000
	fl. 62,000

welchen aber an

Passiven fl. 48,225

gegenüberstanden, darunter das Guthaben

der Wittwe	fl. 11,100
a. Eingebrachtes Vermögen	„ 7,000
b. Gut im Kräuel	„ 3,600
c. baares Geld	„ 500
	fl. 11,100

so daß also der Aktivsaldo für die Kinder sich
belauften solle auf fl. 31,600

¹⁾ IV. Hest. Erster Bogen. Nr. 26.

²⁾ Brgl. Zürcher Taschenbuch von 1888, S. 143 ff.

Wenn sich von dieser Summe nun noch die Kanzonirung abzieht, welche die Familie Ott im Frühjahr 1800 für den Rittmeister hatte aufzubringen müssen, so erscheint andererseits der Gathof mit dem Mōbiliar als zu niedrig angesehen, so daß ein Aktivsaldo mindestens von obigem, vermutlich noch ziemlich höherem Betrage vorhanden sein möchte. Es ist freilich sehr begreiflich, daß Ott in jenen stürmischen Tagen voll Un- gewißheit über die künftige Gestaltung aller Verhältnisse, wohl auch in Erinnerung an die Feuersgefahr, welche ein mit fremdem Volk angefüllter Gathof lief, denselben, um sich nicht zu überschätzen, möglichst niedrig taxirte.

Von den beiden Kindern des Rittmeisters Ott übernahm keines den Betrieb des Gathofes. Der Sohn Kaspar trat in österreichische Dienste, und die Tochter Süssette verlobte sich im Juli 1802 mit dem Cand. Theol. Salomon Vögelin, der noch im selben Monat die Pfarrstelle am Waisenhaus erhielt. Im folgenden Jahre fand die Heirath statt, und Süssette Ott schenkte ihrem Gatten 1804 einen Knaben, der zur Erinnerung an die beiderseitigen Großväter den Namen Anton Salomon bekam. Frau Ott aber möchte für sich allein den Gathof nicht weiter fortführen, sondern zog sich auf ihren Wittwensitz im Kräuel zurück. Das Schwert ward verpachtet; doch mag hier noch eine Anecdote, deren Schauplatz es war, erwähnt werden.

Bei der Beschießung von Zürich durch die helvetischen Truppen im Herbstmonat 1802 nahm der von der helvetischen Regierung zur Vermittlung abgesandte Kommissär Mai von Bern sein Quartier im Schwert. Er vernahm, daß sich auch der als Haupt der Aristokraten bekannte Gerichtsherr Escher von Berg daselbst aufhalte, und ließ ihm einen Zeddel folgenden Inhalts zukommen: „Wenn ein gewisser E. v. B. nicht binnen 24 Stunden dieses Hauses räumt, so wird er standrechtlich behandelt werden. Mai“. Nach erfolgter Convention zwischen General Andermatt und der Municipalität in Zürich schickte nun Escher seinerseits an Mai ein Billet: „Wenn ein gewisser Mai von Bern nicht binnen 1 Stunde dieses Hauses

räumt, so wird er in die Limmat geworfen werden. Escher". May nahm die Drohung buchstäblich und verließ sofort den Gasthof und die Stadt¹⁾.

Wenn Frau Ott beim Tode ihres Gatten lagte, mit ihm sei ihr Alles geraubt, so war das mehr als eine Redensart. Ihre 36jährige Wittwenschaft wurde bei immer schwieriger werdenden ökonomischen Verhältnissen und beim Mangel eines Berathers, dem sie ihr Vertrauen hätte schenken mögen, eine stets peinlicher sich gestaltende Existenz.

Frau Ott, an große Verhältnisse, an eine stete Thätigkeit und zugleich an ein vornehmes Auftreten gewöhnt, fand in der Einsamkeit ihres Landsitzes kaum die gehoffte Befriedigung. Dazu kam, daß die Landwirtschaft des Kräuel sich nicht rentirte, sondern zu einer Schuldenlast führte, die um so größer wurde, als die Mutter dem Lieblingssohne Kaspar, der als Militär, nachher als Mitglied des kleinen Rathes in Zürich weit über seinen Mitteln lebte, fortwährend bedeutende Summen zuhielt, die in keinem Verhältniß zu ihrem Leibgeding standen.

¹⁾ Die Quelle ist alt Staatsschreiber Dr. A. v. Gonzenbach, nach der übereinstimmenden Erzählung v. May's und v. Escher's.

Nach Erni, Memor. Tigur., wollten Gerichtsherr Escher und G. Meiß v. Teufen den 13. September mit 300 Mann aus dem Bezirk Andelfingen der Stadt zu Hülfe ziehen, zogen aber nach einem Ueberfall der helvetischen Husaren nach Rorbas und Eglisau zurück.

May erschien nach derselben Quelle am Nachmittag desselben 13. September im Hauptquartier Andermatt's. Er unterzeichnete hier den 15. September Vormittags 9 Uhr die durch seine Vermittlung zu stande gekommene Convention zwischen Andermatt und der Zürcher Municipalität und kam am Nachmittag desselben Tages nach Zürich, wo er die Regierung übernahm, bis er, nach dem Ausbruch der Insurrection von Bern abgeschnitten, den 24. September der zürcherischen Interimsbehörde alle seine Vollmachten abtrat, sämtliche Unterstathalter ihrer Stellen entließ und ohne Zweifel schleunigst von Zürich abreiste.

Der erste Theil der Anekdote würde also vermutlich auf den 15., der zweite auf den 24. September fallen.

Da stellte sich denn bald der Wunsch und das Bedürfniß ein, das Landgut ganz oder theilweise auszumieten. Frau Ott wandte sich an ihre deutschen Freunde und Bekannten vom Schwert her um Vermittlung eines solchen Arrangements. Pfarrer Winkler in dem fernen Kammin, der Kriegsrath Reinhart in Gotha, Chr. von Mechel in Berlin und selbst Hofrath Johann von Müller daselbst wurden in Anspruch genommen. In einem Briefe vom 28. September 1806 an Müller (den Frau Ott übrigens nicht persönlich kannte) empfiehlt sie das Landgut namentlich für hohe und allerhöchste Herrschaften, die, vielleicht unter fremdem Namen, vor den Stürmen der Zeit in der Schweiz ein Asyl suchten. Einzelne Fremde nahmen in der That vorübergehend ihren Aufenthalt im Kräuel, z. B. die Fürstin von Dessau und der Hofrath Matthiesson. Allein die Hoffnung, das Landgut vermieten zu können, erfüllte sich nicht.

Es erweckt tiefes Mitgefühl, wenn man sieht, wie Frau Ott sich schon von 1806 an alle möglichen Einschränkungen auferlegte, nur um die äußere Stellung zu wahren, von ihren Kindern nicht abhängig zu werden; eine solche Abhängigkeit sah sie schon im Zusammenleben mit ihnen. Daher wies sie alle Offerten, zu ihnen zu ziehen, von der Hand, während ihre Mutter, die Frau Landvogt Pfenninger, bis zu ihrem Tode im Jahr 1815 bei der Enkelin Süssette Vögelin im Seidenhof lebte.

Da der Gasthof zum Schwert unter den Händen der wechselnden Pächter zurückkam, machte Frau Ott ihren Kindern den Vorschlag, selbst wieder in's Schwert zu ziehen und die Oberaufsicht über die von einem Pächter geführte Wirtschaft zu leiten. Dadurch wäre auch der Kräuel frei geworden. Allein das Project kam, vermutlich weil kein Pächter sich dieses Hineinregieren hätte gefallen lassen, nicht zu Stande, und so entschloß man sich denn 1812, den Gasthof zu veräußern. Allein erst 1815 fand sich ein annehmbarer Käufer, welcher das Schwert um fl. 49,000, davon fl. 18,000 auf dem Hause haftende Passiven, übernahm.

Der Gasthof war also, als Kaiser Alexander auf der Rückkehr von Paris nach Zürich kam und 9./10. October 1815 im Schwert logirte,

nicht mehr im Besitz der Familie Ott. Frau Ott hatte also wohl keine Gelegenheit, sich dem hohen Gaste vorzustellen. Dagegen, als zwei Tage später Kaiser Franz von Oesterreich bei Landammann Reinhard in der Krone abstieg, widerfuhr Frau Ott eine seltene Auszeichnung. Reinhard wollte dem Kaiser zu Ehren ein großes diplomatisches Diner geben; Franz aber lehnte dies ab und wünschte nur, daß der damals aus österreichischen Diensten beurlaubte junge Ott mit seiner Mutter zur Tafel gezogen werde. Dieses Dîner en famille fand dann auch am Abend des 17. October statt.

Dies und die durch Ch. von Mechel vermittelte von einem eisernen Ring begleitete Zuschrift der Prinzessin Marianne von Preußen, der Stifterin des Frauenvereins für Preußen, waren Lichtblicke für Frau Ott; aber ihre Lage änderten dieselben nicht. Diese wurde um so drückender, als Frau Ott sich sträubte, sich ihrem Schwiegersohn zu entdecken, und um sich aus den steigenden Verlegenheiten momentan herauszuholzen, Hülfe suchte, wo und wie sie sie fand, was denn schließlich doch zu peinlichen Situationen gegenüber der Tochter und dem Schwiegersohn führen mußte.

Im Jahre 1829 wandte sich die beklagenswerthe Frau durch Vermittlung des Amtsbürgermeisters David von Wyß und der französischen Gesandtschaft in Bern an die Gnade König Karl's X, und wirklich gewährte ihr dieser „connaissant le dévouement et les malheurs de Mme. V. Ott“ mit Erlaß vom 2. Juni 1829 eine Jahrespension von Fr. 400. Offenbar honorirte der König die von Herrn und Frau Ott den französischen Emigranten während der Revolution so reichlich geleistete Unterstützung. Aber diese Pension, um die ohne Zweifel wenigstens der Schwiegersohn und die Tochter nichts wußten, scheint mit dem Sturz des Bourbonenthrones aufgehört zu haben. Ein Geschenk von Fr. 500, welches Louis Philipp Frau Ott unterm 23. October 1835 désirant vous témoigner son bien-veillant souvenir (von 1793 her) machte, war wohl eine auf neue Bittgesuche hin ausgeworfene Aversalsumme.

Es mag mit dem Aufhören der französischen Pension zusammenhängen, daß um 1831 auch der Kräuel, der schon längst mit erdrückenden Hypotheken belastet war, endlich veräußert wurde. Es mußte der vornehmen Frau, die auf ihrem Landgut immer noch mit Würde zu repräsentiren verstanden hatte, schwer fallen, das Haus, an dem so manche glänzende und schmerzliche Erinnerungen hafteten, zu verlassen. Und jetzt begann für die Greisin, die immer noch darauf hielt, ein eigenes Haus zu machen, ein unstätes Wanderleben. Aber bis zuletzt und unter allen Bedrängnissen hielt Frau Ott an den feinen Formen und an der ceremoniösen Etiquette der alten Zeit fest, in welche ihre Jugend und die Tage ihres Glanzes gefallen waren. So kannte sie kein Neglige, keine Pantoffeln. Sobald sie aufgestanden, begab sie sich in ihren Empfangsanzug, und immer trug sie Handschuhe.

So gieng sie denn auch mit bewußter Würde ihrem Tod entgegen. Sie ließ, als sie seine Vorboten fühlte, ihre Toilette noch in untadelhafte Ordnung bringen, gestattete der Magd nur ungern, daß sie den Arzt hole, verbot ihr aber ausdrücklich, die Kinder an ihr Sterbebett zu rufen. Um keinen Preis wollte sie sich vor diesen in einem Zustand der Schwäche sehen lassen.

So starb Dorothea Ott, im Mai 1836, im 81. Lebensjahre vereinsamt und, ohne geradezu Mangel zu leiden, doch in Verhältnissen, die für die einst so vornehme Frau unsäglich drückend sein mußten — fern von den schönen Zeiten ihres Glanzes und ihrer bewunderungswürdigen Wirksamkeit.

Aber zwei Erquidungen waren ihr bis zum Ende geblieben. Die ungebrochene Geistesfrische, mit der sie alle neuern litterarischen Erscheinungen verfolgte und sich das sie Ansprechende in zahllosen Excerpten festzuhalten suchte, sodann das ungetrübte innige Verhältniß zu ihren Enkeln, auf die sie das ganze Liebesbedürfniß ihres Herzens übertrug. Die Billete, die ihr Lieblingsenkel Anton Salomon von Haus zu Haus, die Briefe, die er ihr von seinem Universitätsaufenthalt von Leipzig

und Berlin aus schrieb, gehören wohl zum Anmuthigsten, womit kindliche Pietät ein großmütterliches Herz erfreuen kann. Und man fühlt es den mit zitternder Hand und oft unter Thränen geschriebenen Antworten der Großmutter an, wie diese treue Liebe für die Greisin das goldene Abendroth war, das auf ihre düstern Tage noch ein mildes Licht warf.
